

LaG - Magazin



Inhalt

Zur Diskussion

Der Gulag	5
„Warum ist die Erinnerung an den Gulag so schwierig?“	10
Perm-36 und die Verstaatlichung der Geschichte: Gulag, Museum, Propagandainstrument	15
Moscow's New GULAG History Museum: A Ghetto for Memory?	19
Den Entrechteten eine Stimme geben. Das Gulag-Archiv in der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur	24

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Der Gulag in Bildern	28
Stalinismus im Unterricht	30

Empfehlung Fachbuch

Der Gulag. Texte und Dokumente zum sowjetischen Lagersystem zwischen 1929 und 1956 herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung	33
Shoah vs. Gulag, West gegen Ost?	37

Empfehlung Lebensbericht

Weggesperrt. Erinnerungen von Frauen im Gulag	41
---	----

Empfehlung Film

Berichte aus dem Lager – der Gulag im Film	45
--	----

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

Liebe Leserinnen und Leser,
wir begrüßen Sie zur aktuellen Ausgabe des LaG-Magazins. Sie widmet sich dem sowjetischen Lagersystem der Gulags während der Stalinzeit. Das Magazin präsentiert Aufsätze, die sich mit der Geschichte der Lager befassen, die Fragen der Erinnerung und ihrer Funktionalisierung in den Mittelpunkt rücken, aber auch die Möglichkeit der Arbeit mit digitalisierten Zeitzeugeninterviews nahelegen.

Mit den Aspekten und der Entwicklung des sowjetischen Gulag-Systems von dessen Anbeginn bis zur Auflösung der Lager nach dem Tod Josef Stalins setzt sich *Julia Landau* auseinander.

Christian Wevelsiep geht der Frage nach, wie sich die Auseinandersetzung mit der Gewalterfahrung der Gulags erinnerungskulturell beantworten lässt. Er betont resümierend den Wert von Negativität für die historische Erkenntnis und das Geschichtsbewusstsein.

Am konkreten Beispiel des Lagerkomplexes Perm-36 betrachtet *Felix Münch* die Schwierigkeiten der Erinnerung und des Gedenkens an die Geschichte dieses Teils des sowjetischen Gulag-Systems. Der Autor berührt auch die staatliche Indienstnahme der Erinnerung im gegenwärtigen Russland.

Fragen des Gedenkens geht auch *Andrei Zavadski* in seinem englischsprachigen Essay nach. Er beschreibt das neue Gulag Museum in Moskau und hegt die Befürchtung, es könne dazu dienen, andere Orte des stalinistischen Terrors an den Rand zu drängen.

Das Gulag-Archiv der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur ist das Thema von *Matthias Buchholz*. Er zeigt das Potenzial auf, das in den digitalisierten Zeitzeugengesprächen mit ehemaligen Gulag-Häftlingen liegt.

Webinare

Zu dieser Ausgabe wird am 1. Juni ab 15.00 Uhr ein englischsprachiges Webseminar mit dem Titel „A Ghetto for Memory? Moscow’s GULAG Museum and Russian Politics of Memory“ stattfinden.

Auch für das Magazin „Das Spannungsfeld zwischen geschichtspolitischen Initiativen und der historischen Bildungsarbeit über die Geschichte der DDR“ können Sie sich noch zum Webinar am 25. Mai ab 15.00 Uhr anmelden. Anmeldungen bitte an marzinka@agentur-bildung.de.

In eigener Sache

Wir haben das Crowdfunding-Projekt, zu dem wir mit einer Sonderausgabe aufgerufen haben, gestoppt. Durch die Werbung für das Crowdfunding hat sich eine öffentliche Institution gefunden, die das Projekt eines LaG-Magazins zu extremer Rechter voraussichtlich unterstützen wird. Wir bedanken uns bei allen, die uns zu diesem Zeitpunkt geholfen haben. Eingezahlte Beiträge werden selbstverständlich zurücküberwiesen.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

Das nächste LaG-Magazin erscheint am 22. Juni zu aktuellen Debatten und Entwicklungen in der Gedenkstättenpädagogik.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihre LaG-Redaktion

Der Gulag

Von Julia Landau

Ursprünglich bezeichnete die Abkürzung „GULag“ in der sowjetischen Behördensprache die „Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager und -kolonien“ im Innenministerium der Sowjetunion (bis 1946: Volkskommissariat für Inneres, NKWD). Dieser 1930 gegründeten großen Behörde unterstand das nach Wirtschaftszweigen geordnete System der Zwangsarbeitslager sowie der „Sondersiedlungen“ in der gesamten Sowjetunion.

Bekannt wurde der Begriff durch Solschenizyns Buch „Archipel Gulag“ (1973): Mit dieser Metapher versuchte er zu beschreiben, wie sich das Netz der Lager und „Sondersiedlungen“ ähnlich wie eine Inselgruppe abgeschottet von der restlichen Welt überall in der Sowjetunion ausbreitete.

Voraussetzungen (1917-1929)

Unmittelbar nach der Oktoberrevolution 1917 begann ein blutiger Bürgerkrieg in der Sowjetunion. Die Bolschewiki kämpften nicht nur gegen die alten Eliten des Zarenreiches und die Vertreter bürgerlicher Parteien, sondern auch gegen Konkurrenten im sozialistischen Lager wie die Sozialrevolutionäre und Menschewiki. Die 1917 gegründete Geheimpolizei („Tscheka“) vollstreckte Todesurteile und isolierte politische Gegner in Gefängnissen und Lagern.

Die Nachfolgeorganisation der „Tscheka“, die politische Polizei (ab 1922 OGPU – „Staatliche Politische Verwaltung“),

errichtete 1923 einen Komplex von Lagern in einer geräumten Klosteranlage auf den Solowezker Inseln im Weißen Meer. Anfangs besaßen die sozialistischen Häftlinge dort noch einige Privilegien, konnten lesen und gaben eine eigene Zeitung heraus. Die Häftlinge wurden auch zur Zwangsarbeit eingesetzt, diese galt jedoch vorwiegend dem Unterhalt des Lagers selbst. Die Lagerleitung versuchte, die Arbeitsleistung der Inhaftierten zu steigern, indem sie die Essensrationen an die Arbeitsleistungen koppelte – ein System, das abgestuft auch für „freie Arbeiter“ in Industriebetrieben der gesamten Sowjetunion galt.

Ab dem Ende der 1920er Jahre griff die politische Führung unter Stalin planmäßig auf Gefangene zurück, um die ehrgeizigen Ziele der „Fünfjahrpläne“ zu erreichen, mit denen das Land im Eiltempo industrialisiert werden sollte. 1929 legte die Regierung fest, dass Verurteilte mit einem Strafmaß von über drei Jahren in „Besserungsarbeitslager“ der OGPU eingeliefert werden sollten. Die „Besserungsarbeitslager“ unterstanden nun der 1930 neu geschaffenen Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager und -kolonien (GULag) und dienten wirtschaftspolitischen Zielen: Mit ihrer Hilfe sollten unerschlossene Gebiete kolonisiert und Bodenschätze abgebaut werden. In allen größeren Verwaltungszentren der Sowjetunion wurden Dreiergremien (Troiki) aus Vertretern der OGPU, der Partei und der Staatsanwaltschaft eingerichtet, die in Schnellverfahren Urteile von bis zu 5 Jahren Haft sprachen. Die Gefängnisse und Lager füllten

sich, allein in den beiden Jahren 1928-30 stieg die Zahl der Lagerinsassen von 30.000 auf 300.000 (Applebaum 2005: 92).

Gleichzeitig schickte die politische Führung unter Stalin Menschen auch ohne Gerichtsurteil per Dekret an weit entfernte Orte („Sondersiedlungen“) und verpflichtete sie dort zur Arbeit: Diese Deportation von Bauern, die sich der zwangsweisen Zusammenlegung der Wirtschaften in Kollektivbetrieben widersetzen, wurde „Entkulakisierung“ genannt.

Verfolgung der Bauern und Hungersnot (1930-1933)

Als „Kulak“ bezeichnete das sowjetische Politbüro 1930 Bauern, die eine Mühle oder Handel betrieben und daher als wohlhabend galten. Sie sollten enteignet, die Familienoberhäupter erschossen oder in Lager eingewiesen, die restlichen Familienmitglieder umgesiedelt werden. In der Realität waren die sowjetischen Bauern allerdings nach den Verheerungen des Ersten Weltkriegs und des Bürgerkriegs, der darauffolgenden Hungersnot 1920/21 und den staatlichen Getreiderequisitionen meist völlig verarmt. Häufig wurden daher lokale Rechnungen auf dem Rücken der als „Kulaken“ verfemten Bauern ausgetragen. Die Familienoberhäupter von 60.000 Familien wurden zum Tode oder zu Lagerhaft verurteilt. Innerhalb sehr kurzer Zeit verschickte die Geheimpolizei Millionen Menschen: Bis Ende 1931 wurden 1,8 Millionen Menschen nach Sibirien, in den hohen Norden, den Ural oder nach Mittelasien deportiert; etwa die gleiche Anzahl wurde in

ihrer Heimatregion in schlechter erschlossene und nutzbare Regionen umgesiedelt (Bonwetsch 2014: 33). In den Ansiedlungsgebieten sollten die als „Sondersiedler“ bezeichneten Menschen nach der Vorstellung der OGPU selbst für ihre Unterkunft sorgen. Ohne Baumaterial gruben sie sich einfachste Erdhütten; viele überlebten die schweren Lebensbedingungen nicht.

Obwohl auf dem Land die Arbeitskräfte fehlten und die Ernte zurückging, trieb der Staat weiterhin Getreide ein, um die Arbeiter in den Städten zu versorgen und durch Exporte Devisen zu erhalten. Millionen Menschen starben in den Jahren 1932/33 an Hunger, vor allem in den Getreidegebieten in der Ukraine und in Kasachstan. Paradoxe Weise waren für viele Menschen aus den betroffenen Regionen selbst die elenden Bedingungen in der Lagerhaft noch verhältnismäßig besser (Weikersthal 2011:98).

Das Lagersystem und die Industrialisierung der Sowjetunion

Bereits 1931 waren über 212.000 Häftlinge als Zwangsarbeiter_innen in den großen Baustellen der Fünfjahrpläne eingesetzt, die Hälfte von ihnen baute den großen Weißmeer-Ostseekanal (Belomorkanal). Mit einfachsten Mitteln, unzureichenden Schaufeln und Schubkarren, bewegten sie große Erdmassen und transportierten Gesteinsbrocken. Die unmenschlichen Arbeitsbedingungen führten zu einer hohen Todesrate; Schätzungen zu Folge betrug sie bis 15 Prozent der Häftlinge (Applebaum 2005: 104). Zwar konnte der Kanal wie geplant 1933

eröffnet werden, die Fahrinne war jedoch niedriger als vorgesehen und daher nur eingeschränkt nutzbar. Dennoch war Stalin, der sich die Produktionspläne zuschicken ließ, von dem Erfolg des Projektes überzeugt. Gleichzeitig konnte sich die OGPU als Wirtschaftsunternehmen profilieren, das über menschliche Arbeitskraft verfügte und diese den Industriebetrieben zu günstigen Konditionen anbot.

Bei vielen weiteren großen Bauprojekten der 1930er Jahre wurde Häftlingsarbeit systematisch eingesetzt, um Kosten zu senken und die Bauzeit zu verkürzen: Häftlinge errichteten und betrieben Kanäle und Kraftwerke, Eisenbahnlinsen, Stahlwerke, Kohle-, Erz- und Buntmetallgruben, Holzverarbeitungsbetriebe und Straßen. Ihre Zahl verdreifachte sich in den Jahren 1932-35. In der Mehrzahl waren es Bauern, verurteilt als vermeintliche Kulaken oder auf Grundlage des drakonischen „Ährgesetzes“ von 1932, das den Diebstahl geringster Mengen von Getreide unter hohe Strafen stellte. Der Gulag entwickelte sich zunehmend zu einem „Sonderwirtschaftsunternehmen“, das sich für verschiedenste Industriezweige zuständig sah.

Die Lager waren über die gesamte Sowjetunion verteilt: Einige Lager, wie die Swirsker und Temnirkowsker Lager, lagen am Rande der Großstädte. Dort fällten Häftlinge Holz, das als Bau und Brennstoff in Leningrad und Moskau gebraucht wurde. Andere, wie der nordöstliche Lagerkomplex „Sewwostlag“ an der Kolyma, lagen nördlich des Polarkreises (Sprau 2014). Dieses abgeschiedene

Gebiet war nur wenige Wochen im Jahr über den Wasserweg, von Chabarowsk oder Wladiwostok nach Magadan, erreichbar. Von Magadan aus führte eine von Häftlingen erbaute „Trasse“ zu den Goldlagerstätten. Unter unmenschlichen Bedingungen, bei Temperaturen von minus 50 Grad über Monate lang, förderten die unzureichend ernährten, geschwächten und häufig kranken Häftlinge ohne Schutzvorrichtungen und nur mit einfachsten Hilfsmitteln Gold und Uran. Eine Flucht war in dem weit entfernten Lagerkomplex unmöglich. Die oftmals provisorisch eingerichteten Lager wanderten von Lagerstätte zu Lagerstätte. Die Förderstätten blieben chemisch verseucht, gerodet und verwüstet zurück. In Zahlen schien die extensive Förderung, die auf Menschenleben keine Rücksicht nahm, erfolgreich: so konnte von 1934 bis 1937 über 100 Tonnen reines Gold gewonnen werden (Chlevnjuk 2004: 28).

Neben den Lagerinsassen nahm auch die Zahl der „Sondersiedler“ zu: Die OGPU, später der NKWD, siedelte Millionen Menschen auf administrative Weisung um. Nach den „Kulaken“ betraf dies Gruppen, die einer als verdächtig geltenden nationalen Gruppe – Koreaner, Balten, Polen, Ukrainer, Deutsche, Karatschaier, Kalmücken, Tschetschenen, Inguschen, Balkaren, Krimtataren, Mescheten und Kurden – angehörten.

Der Große Terror und die Lager (1936-38)

Während die schieren Zahlen wirtschaftliche Erfolge der Lagerökonomie suggerierten, wurde das politische Primat der Repression besonders in den Verfolgungen Mitte der 1930er Jahre deutlich. In den Jahren des „Großen Terrors“ gab das Politbüro unter Stalin offizielle Quoten aus, wer zu erschießen und wer in Lagerhaft zu bringen sei. Vernehmungen und Verurteilungen wurden im Schnellverfahren durchgeführt. Ohne Unschuldsvermutung oder Verteidigungsmöglichkeit des Angeklagten kam es vor allem auf dessen Geständnis an, das die Grundlage des Urteils bildete und häufig mit Folter erzwungen wurde.

In den Jahren 1937/38 stieg die Zahl der Lagerinsassen von 1,2 auf 1,7 Millionen Menschen an, ohne dass das Lagersystem darauf vorbereitet gewesen wäre. Trotz des Zuwachses an Arbeitskräften konnten die ambitionierten Produktionspläne nicht eingehalten werden. Auch vor den Lagern machte der Terror nicht halt: 1938 fielen 6 Prozent der Häftlinge (über 90.000) der Verfolgung wie auch den schlechten Lebensbedingungen zum Opfer (Kokurin/Petrov 2000: 112; Weikersthal: 83).

Das Lagersystem im Zweiten Weltkrieg

Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wurden zunächst zahlreiche Häftlinge entlassen, viele von ihnen kämpften in der Roten Armee. Die Gesamtzahl der Häftlinge sank von 2,3 Millionen auf

1,4 Millionen. (Chlevnjuk 2004: 30), unter ihnen waren fast ein Viertel Frauen (Werth 2012:117). Nach dem deutschen Vormarsch wurden die Lager ohne Transportmittel nach Osten evakuiert. Die katastrophale Hungerpolitik der deutschen Besatzungsmacht wirkte sich auch auf die Versorgung in den Lagern aus, in denen jede_r Vierte starb. Selbst in offiziellen Dokumenten galt nur noch etwas mehr als die Hälfte der Häftlinge als arbeitsfähig.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

27 Millionen sowjetischer Bürger waren im Zweiten Weltkrieg umgekommen, unter ihnen fast 9 Millionen Armeeangehörige, die für den Wiederaufbau fehlten. Mit der Inhaftierung von vermeintlichen Saboteuren und Spionen sowie zahlreichen antisowjetischen Kämpfern aus der Ukraine oder dem Baltikum, aber auch von Menschen, die wegen Bagatelldelicten zu hohen Haftstrafen verurteilt wurden, erreichte der Gulag nach dem Krieg seine größten Ausmaße: Zu Beginn der 1950er Jahre waren mehr als 2,5 Mio. Menschen in Lagern inhaftiert. Hinzu kamen 2,7 Mio. Zwangsumgesiedelte, die in „Sondersiedlungen“ des NKWD leben mussten sowie 4,4 Mio. Kriegsgefangene in Lagern der Hauptabteilung für Kriegsgefangene und Internierte (GUPWI). Die Inhaftierten, Internierten und Umgesiedelten arbeiteten beim Wiederaufbau der zerstörten Infrastruktur, im Kanalbau, im Bergbau oder auch in der Atomindustrie. Die Todesrate ging zurück, variierte allerdings stark zwischen den einzelnen Lagern.

Auflösung der Lager

Mit der Einweisung von großen Gruppen antisowjetischer Kämpfer wurden die Lager immer unkontrollierbarer. Aufgrund der hohen Bewachungskosten, der veralteten Infrastruktur, den versiegenden Ressourcen und der allgegenwärtigen Korruption galten sie auch der sowjetischen Lagerinspektion als zunehmend „unrentabel“. Unmittelbar nach Stalins Tod wurde die Hälfte der Lagerinsassen - mit Ausnahme der politischen Häftlinge – amnestiert; viele konnten allerdings nicht in ihre Herkunftsorte zurückkehren und blieben in unmittelbarer Nähe der Lager. Die zurückbleibenden Häftlinge, insbesondere in den nach 1948 isolierten „Sonderlagern“, organisierten Aufstände, die blutig niedergeschlagen wurden. Nach Stalins Tod führten der zunehmende Widerstand und die Unwirtschaftlichkeit der Lager schließlich zu deren Auflösung: In den Jahren 1954-56 wurde auch der Großteil der politischen Häftlinge amnestiert, die Gesamtzahl der Häftlinge fiel auf unter eine Million. Das Lagersystem wurde grundlegend umstrukturiert, die Gulag-Behörde aufgelöst. Noch bestehende Lager wurden Teil des regulären Strafvollzugs, der seine wirtschaftliche Funktion verloren hatte. Unter den Bedingungen eines Unrechtsstaates fielen ihm jedoch neben gewöhnlichen Verbrechen immer wieder auch politische Gegner_innen oder sozial Stigmatisierte zum Opfer.

Literatur

Werth, Nicolas (2012): Ein kurzer historischer Abriss über den Gulag, in: Volkhard Knigge und Irina Scherbakowa (Hrsg.): Gulag. Spuren und Zeugnisse 1929-1956, Weimar, S. 102-123.

Applebaum, Anne (2005): Der Gulag, München.

Chlevnjuk, Oleg (2004): Vvedenie, in: Afanas´ev u.a. (Hrsg.): Istorija Stalinskogo Gulaga, T. 3, Ekonomika Gulaga, Moskau.

Weikersthal, Felicitas Fischer von (2011): Die „inhaftierte“ Presse. Das Pressewesen sowjetischer Zwangsarbeitslager 1923-1937, Wiesbaden.

Kokurin, Aleksandr I./ Petrov, Nikita V. (2000): GULAG (Glavnoe Upravlenie Lagerej) 1918-1960, Moskau.

Bonwetsch, Bernd (2014): Gulag. Willkür und Massenverbrechen in der Sowjetunion 1917-1953. Einführung und Dokumente, in: Julia Landau und Irina Scherbakowa (Hrsg.): Gulag. Texte und Dokumente 1929-1956, Weimar, S. 30-48.

Sprau, Mirjam (2014): Kolyma und Magadan. Ökonomie und Lager im Nordosten der Sowjetunion, in: Julia Landau und Irina Scherbakowa (Hrsg.): Gulag. Texte und Dokumente 1929-1956, Weimar, S. 80-89.

Internet-Ressource mit weiterführenden Literaturhinweisen: www.ausstellung-gulag.org

Über die Autorin:

Julia Landau arbeitet als Kustodin für die Geschichte des sowjetischen Speziallagers Nr. 2 bei der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora.

„Warum ist die Erinnerung an den Gulag so schwierig?“

Von Christian Wevelsiep

Woran liegt es, dass die Erinnerung an den Gulag so schwierig ist? Es gibt eine Reihe von historischen Faktoren, die einem sofort in den Sinn kommen und auf naheliegende historische Umstände zielen: Während das Naziregime der NS-Zeit lediglich 12 Jahre existiert hatte, bestand das Sowjetregime mehr als 70 Jahre und allein dieser Umstand beeinflusste die Wahrnehmung des Regimes, die Wahrnehmung der von ihm begangenen Verbrechen und somit auch die historische Forschung. Zu den naheliegenden Faktoren zählt des Weiteren, dass offizielle Propaganda und Geschichtsschreibung alles unternahm, um die Geschichte des Landes, die Geschichte der Leiderfahrungen, der Geschichten in- und außerhalb der Lager in ihrem Sinne zu instrumentalisieren. Die Erinnerung an den Gulag ist also primär deshalb erschwert, weil die Möglichkeiten zur Erforschung der eigenen Geschichte zunächst schlichtweg nicht gegeben waren und sich erst zögernd – und weiterhin mühsam – unter posttotalitären Bedingungen ein Bewusstsein für die eigene Geschichte entwickeln konnte. Man kann zwar auf einzelne Leuchttürme der Memoria verweisen, denken wir etwa an die 1987 entstandene Menschenrechtsorganisation Memorial, die sich neben der Fürsorge für Repressionsopfer und Menschenrechtsarbeit für die Aufrechterhaltung des Gedenkens einsetzt. In Moskau oder Perm vermitteln einzelne

Museen Einblicke in die grausame Realität der Zwangsarbeit und es lassen sich auch Denkmale und Mahnmale im Gedenken an die Opfer der sowjetischen Gewaltpraktiken finden.

Es gibt freilich verschiedene Gründe dafür, dass die Beschäftigung und Vergegenwärtigung der Ereignisse um den Gulag so schwierig ist, die im vorliegenden Beitrag schrittweise dargelegt werden sollen. Naheliegende psychologische und politische Gründe lassen sich vergleichsweise leicht benennen: In Erinnerungskulturen schwingt nicht selten ein gewisses Unbehagen mit, wenn es um die Vergegenwärtigung des Vergangenen geht. Erinnerungen haben des Weiteren etwas durchaus Egoistisches und gleichsam Ausschließendes, dies betrifft die individualpsychologische Ebene im gleichen Maße wie die kollektive. Diese vordergründigen Aspekte der kollektiven Bewältigungsmöglichkeiten sind in einem ersten Schritt aufzuklären. Im Weiteren ist aber eine tiefer reichende Problematik der Erinnerung zu beschreiben: es ist zu fragen, kraft welcher theoretischen Zugänge die Tradition des negativen Gedächtnisses überhaupt fassbar wird. Ist jeder Versuch einer „Sinnstiftung“, der rückwirkend die Totalität der Verbrechen einzuholen versucht, im Grunde zum Scheitern verurteilt? Oder lassen sich Dimensionen historischen Denkens freilegen, die die Vergangenheit in ihrer historischen Bedeutung für die Gegenwart lebendig werden lassen? Die hier vorliegenden Reflexionen plädieren für die zweite Möglichkeit und betonen die

Orientierungsfunktion historischen Wissens auch und gerade angesichts der Gewalterfahrungen in diktatorischen Systemen.

Die Last der Erinnerung

Wie lässt sich das menschliche Leiden angemessen beschreiben, das sich mit dem Begriff des Gulags verbindet? Historiker versuchen im Allgemeinen, eine notwendige Distanz zum historischen Geschehen einzunehmen und die Dinge so darzustellen, wie sie waren. Das führt freilich im Zusammenhang des stalinistischen Terrors zu Beschreibungen auf einer Grenze. Das System des Gulags, das von den Sowjets praktiziert wurde, umfasste eine Menge von Lagern, die parallel zur Kollektivierung der Landwirtschaft aufgebaut und systematisch verbreitet wurden. In einfachen Zahlen ausgedrückt: in insgesamt 476 Lagerkomplexe wurden bis 1958 rund 18 Millionen Menschen geschickt (Snyder 2013, S. 48). Die Anschauung dessen, was in diesen Lagern vor sich ging, fällt jedoch um einiges schwerer. Wie stellt man sich Lagerkomplexe vor, in denen Hunderttausende beispielsweise mit Hacken und Schaufeln, mit Tonscherben oder mit bloßen Händen in gefrorenem Boden gruben? Wie kann man das Leiden ermessen, das der tausendfache Tod aufgrund von Erschöpfung oder Krankheit mit sich brachte? Man kann es nicht. Es gehört zu den Verdiensten des Historikers Timothy Snyder, dass er nicht nur versuchte, die Gewalträume in Europa zwischen Hitler und Stalin nicht nur (wiederholt) zu vermessen. Sondern: dass er sich dabei auf die Ebene unmittelbarer Gewalterfahrung begab: die

gewaltsame Deportation der Kulaken aus der Ukraine 1930 zum Beispiel bedeutete, „dass sich etwa 30.000 Bauerhütten nach und nach leerten, wobei ihre überraschten Bewohner wenig oder gar keine Zeit hatten, sich auf das Unbekannte vorzubereiten.“ Es bedeutet ferner, „dass Tausende von eiskalten Güterwaggons mit verängstigter und kranker Fracht“ in die Ferne rollten, „es bedeutete Schüsse und Schreckensschreie an dem letzten Morgen, den die Bauern zuhause erlebten; es bedeutete Erfrierungen und Demütigungen in den Zügen und Furcht und Resignation.“ (Ders. S. 47 f.).

Ein Einblick in die Situation eines Lagers ist immer schwer. Die Herrschenden der Gulags verfolgten die Strategie, die Starken auf Kosten der Schwachen zu ernähren. Der Hungertod griff um sich und ungezählte Menschen starben bereits auf den langen Wegen in die Lager. Die Anonymität des Sterbens gehörte wohl zu den vorrangigen Grausamkeiten dieser Situation.

Das Unbehagen der Erinnerung

Mit den Worten von Aleida Assmann gibt es ein Unbehagen an der Erinnerungskultur (Assmann 2013; dies. 2013a). Solches Unbehagen ist logisch, ja natürlich, wenn man versucht, die Erfahrungen der Gewalt im Gulag nachzuvollziehen. Unbehagen meint aber auch viel allgemeinere Probleme mit der Gedächtnisforschung. Um diesen Aspekt der Geschichte soll es im Folgenden gehen. Einer der schwierigsten Punkte des Gedenkens an die Opfer des Stalinismus ist die Frage, ob die kognitiven Tätigkeiten des

Erinnerns und Vergessens lediglich für Individuen oder auch für Großgruppen möglich sind. So sehr unsere Kultur von Symbolen, Orten und Riten der Memoria umgeben ist, so ist doch in der Theorie die Frage umstritten, was unter dem Begriff des kollektiven Gedächtnisses eigentlich zu verstehen ist. Reinhard Koselleck, der berühmte deutsche Historiker, hat hier eine recht deutliche Position bezogen: jeder Versuch einer kollektiven Erinnerung sei in bestimmten Fällen zum Scheitern verurteilt, wenn dabei übergroße Ansprüche verfolgt werden. Weder die nachträgliche Einholung einer Gerechtigkeit, noch die Ausweisung eines normativen Maßstabs könne von der historischen Vergewisserung eingeholt werden. Warum? Das Ausmaß, die Abgründigkeit und die Unerträglichkeit der (in diesem Falle nationalsozialistischen) Verbrechen führten zur Verdrängung und zur Abstoßung des Negativen. Aber noch darüber hinaus sei kollektive Erinnerung ein Trugschluss, weil es keine Überführung der einmaligen individuellen Erfahrungen aus dem Gedächtnis der Betroffenen in ein kollektives Gedächtnis oder eine kollektive Erinnerung geben könne: „Die in den Leib gebrannte Erfahrung der absurden Sinnlosigkeit lässt sich, als Primärerfahrung, nicht in das Gedächtnis anderer oder in die Erinnerung nicht Betroffener übertragen. Mit dieser negativen Botschaft müssen wir Zeitgenossen oder Nachgeborenen umzugehen lernen.“ (Koselleck 2002, S. 25).

Gilt diese Überzeugung? Zwei Ebenen müssen wohl unterschieden werden. Worauf

Koselleck berechtigterweise Bezug nimmt, ist wohl die fundamentale Ebene der einmaligen Erfahrung, deren Erinnerung niemand uns abnehmen kann und die wortwörtlich gemeint nicht übertragbar sind. Solche Erinnerungen brennen sich in den Leib ein und können nur mühsam nacherzählt werden, seien es Erfahrungen in den Lagern selbst, seien es die damit verbundenen Emotionen der Angst, des Schmerzes, der Ausweglosigkeit und Ohnmacht in den rigorosen Lagerhierarchien. Gleichwohl: Eine zweite Ebene der Memoria ist zu betonen. Der Weg des Erinnerns führt nicht über die Zusammenführung individueller Erzählungen, sondern über rekonstruierte Geschichte. In ihr wird ein Rahmen abgesteckt, für die Wiedererkennung eigener Geschichten, für Zurechnungen und Repräsentationen, aber nicht zuletzt im Sinne einer Überlieferung im Gruppengedächtnis. Mit anderen Worten: Es ist notwendig und geboten, das Unbehagen an einer Erinnerungskultur zu überwinden und den negativen Erfahrungen Spielräume kritischen Geschichtsbewusstseins entgegen zu stellen. Mit einem solchen Plädoyer ist allerdings eine weitere Frage verbunden, die abschließend zu diskutieren ist: Gibt es sinnvolle Rahmenbedingungen für ein transnationales, gleichsam universelles Geschichtsbewusstsein?

Die „Gegenmacht“ der Erinnerung

Die Gefahren im Kontext der Memoria der Gewaltgeschichte und des Gulags im Besonderen liegen auf der Hand. Die Instrumentalisierung der vergangenen Geschichte – sie kann in verschiedenen Richtungen ungute

Wirkungen entfalten. Die Wahrnehmung des eigenen Leidens kann in eine Überhöhung umschlagen. Erinnerung ist immer auch mit Aspekten der Identitätssuche verknüpft und somit auch Ausdruck eines spezifischen Selbstwertgefühls. Sie ist realistisch betrachtet ein zutiefst egozentrisches Verfahren, insofern etwa in der Erinnerung an das eigene Opfer oder an das eigene Leiden etwas Ausschließendes mitschwingt (Krzeminski 2002). Der Historiker Jörn Rüsen betont in diesem Zusammenhang, dass historisches Wissen trotz seiner Manipulierbarkeit eine wichtige Orientierungsfunktion besitzt. Das, was geschehen ist, gewinnt den Status einer erzählbaren Geschichte für die Gegenwart. Solche Arten von Geschichten orientieren menschliches Handeln und Leiden in jeweils aktuellen zeitlichen Bezügen der Gegenwart (Rüsen 2003, ders. 2012). Das heißt, der erdrückenden Negativität der Gewaltgeschichte wird ein Sinn entnommen. Den Erfahrungen von Leid, Unterdrückung, Verfolgung und Gewalt werden identitätsstärkende Orientierungen entgegen gehalten; die „negative historische Erfahrung drückt die Betroffenen nicht nieder, sondern richtet sie auf.“ (Rüsen 2003, S. 31)

Wie lässt sich also abschließend die Aufgabe der Erinnerungspolitik angesichts der Erfahrungen der Gewalt definieren? Zu betonen ist, dass es nicht darum gehen kann, im Blick auf die Gewaltgeschichte die eigenen „Erfolge“ zu rühmen, also beispielsweise Kerneuropa als Hort des Friedens und des zivilisatorischen Fortschritts zu rühmen und gleichsam alles abzuwerten, was

sich nicht unter dieser (eurozentrischen) Erfolgsgeschichte versammeln lässt. Der eigentliche Wert der historischen Erkenntnis liegt im Kriterium der Negativität. Erst die Integration negativer Erfahrungen in das eigene Selbstbild bringt die Fülle zwischen Geschichte und Gegenwart zum Ausdruck. Ein solches, nicht festgelegtes Geschichtsbewusstsein ist zu tiefgreifenden Anerkennungsleistungen in der Lage.

Literatur

Assmann, A.: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München 2013

Dies.: Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne. München 2013a;

Koselleck, R.: Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses. In: Knigge, V./Frei, V. (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München 2002, S. 21-33

Ders.: Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten. (Hg. v. C. Dutt), Frankfurt a. M. 2014

Krzeminski, A.: Polen. In: Knigge, V./Frei, V. (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München 2002, S. 262-272;

Rüsen, J.: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a. M. 2012 (Neuausgabe)

Rüsen, J.: Europäisches Geschichtsbewusstsein. In: Ders.: Kann gestern besser werden? Zum Bedenken der Geschichte. Berlin 2003

Snyder, T.: Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin. München 2013

Kontakt zum Autor:

E-mail: FamilieWevelsiep@t-online.de

Über den Autor:

Dr. Christian Wevelsiep studierte Sonderpädagogik und Philosophie in Dortmund. Er ist Privatdozent für Politische Soziologie und arbeitet als Lehrer in Bochum.

Perm-36 und die Verstaatlichung der Geschichte: Gulag, Museum, Propagandainstrument

Von Felix Münch

Perm – Kristallisationspunkt sowjetischer Lagergeschichte

In Perm, etwa 1.200 Kilometer nordöstlich von Moskau, liegen die vielschichtigen Erinnerungen an das sowjetische Gulag-System nahe beieinander. Während in der Innenstadt ein Gedenkstein an die in „Kriegs- und Friedenszeiten gefallenen Mitarbeiter des Strafvollzugssystems“, also die Täter, erinnert, hat „Memorial“ im Jahr 1996 in einiger Entfernung zum Stadtzentrum nach Jahren des Kampfes auch ein Denkmal für die Opfer des Lagerkomplexes errichten können. „Memorial“, eine international renommierte russische Menschenrechtsorganisation, widmet sich u. a. der historischen Aufarbeitung politischer Gewaltherrschaft in Russland und den Überlebenden des sowjetischen Arbeitslagersystems, der sogenannten Gulags. Seriöse Forschungen gehen davon aus, dass in der Sowjetunion rund 30 Millionen Menschen Opfer von Zwangsarbeit und Verbannung geworden sind, vorsichtige Schätzungen beziffern die Zahl der Toten auf ca. drei Millionen.

Dieses Nebeneinander von scheinbar gegenläufigen Täter- und Opfererinnerungen an den Gulag belegt die Schwierigkeit, im heutigen Russland die Verbrechen des Stalinismus zu benennen: Es gibt bisher kein einheitliches Narrativ für den Stalinismus,

Täter und Opfer sind oft nicht leicht zu unterscheiden, Täter wurden später oft selbst Opfer, denn es kennzeichnete das System, dass alle Menschen zu Opfern werden konnten. Zudem waren große Bevölkerungsgruppen auf verschiedene Weise Teil des Herrschaftssystems. Es gibt Opfer, die jahrelang im Gulag Schreckliches erlitten haben und dennoch gläubige Anhänger des Systems blieben. Daher konnten in Russland bisher kaum gesellschaftlich, politisch oder gar juristisch anerkannte Kategorien für Opfer und insbesondere für Täter des untergegangenen Sowjetsystems etabliert werden.

Somit gibt es, anders als bei Verbrechen wie etwa Völkermord, keine kollektive Identität der Opfer und damit oft nur kleine Splittergruppen mit homogenen Erinnerungsnarrativen, die die Basis für zivilgesellschaftliche Initiativen wie „Memorial“ bilden können. Aufgrund der Marginalität solcher Initiativen in Russland sind diese gezwungen, den Fokus von zumeist regional begrenzter Erinnerung und Aufarbeitung allein auf die Opfer und nicht auf die Täter zu richten, denn dies birgt deutlich weniger Konfliktpotential. Bis heute gibt es in Russland keine zentral(staatlich)e Aufarbeitung.

Die an der Grenze zu Sibirien gelegene Region Perm hat eine bis in die Zarenzeit zurückgehende Tradition als Gefangenenlager und Verbannungsort. Seit der Stalinzeit war die Gegend von einem engmaschigen Netz von Gulags überzogen, und nach dem „Großen Vaterländischen Krieg“ kamen Kriegsgefangenenlager, insbesondere für deutsche Soldaten, hinzu. Zu Beginn der 1970er Jahre

wurden im Permer Gebiet einige der wenigen streng geheimen Sonderlager für politische Gefangene und Dissidenten eingerichtet. Gerade aufgrund der massiven Präsenz des sowjetischen Repressionsapparats in der Region bildeten sich schon während der Perestroika Bürgerinitiativen, die sich die Aufarbeitung der Vergangenheit und später die Bekämpfung der einseitigen Geschichtspolitik des neuen russischen Staates unter Wladimir Putin zur Aufgabe machten. So entstand in der Region Perm eine russlandweit einzigartige Erinnerungslandschaft.

„Perm-36“ – zivilgesellschaftliche Gegenerinnerung

Wichtigster Kristallisationspunkt der Erinnerung an die Opfer politischer Verfolgung während der Sowjetzeit in Russland ist die 1994 von einer zivilgesellschaftlichen Initiative in Zusammenarbeit mit „Memorial“ gegründete Gedenkstätte „Perm-36“, ein einzigartiges Zeugnis des sowjetischen Terrors. Die Einrichtung ist das einzige Gulag-Museum auf dem Gebiet der ehemaligen UdSSR, das sich auf dem Gelände und in den Räumlichkeiten eines ehemaligen Arbeitslagers befindet – auch damit auch das einzige überhaupt erhaltene ehemalige Arbeitslager für politische Gefangene.

Der Lagerkomplex entstand Anfang der 1940er Jahre, die Abteilung für politische Häftlinge schloss erst im Dezember 1987 ihre Tore – als letzte in der gesamten Sowjetunion. In der Endphase des Lagers saßen hier vornehmlich Aktivisten nationaler Unabhängigkeitsbewegungen aus der Ukraine

und dem Baltikum sowie Oppositionelle ein. In den letzten zehn Jahren wandelte sich „Perm-36“ unter zivilgesellschaftlicher Leitung von einem regionalen Erinnerungsort im Uralvorland zu einem Museum, Mahnmal und Weiterbildungszentrum mit internationaler Reputation. Praxiskurse für Lehrende und Multiplikatoren, Sommerschulen für Museologen und Jugendbegegnungen fanden dort ebenso statt wie internationale Fortbildungsprogramme für Fachkräfte der schulischen und außerschulischen Bildung, oft in Kooperation mit internationalen Partnern. Auch das dort zuletzt jährlich stattfindende zivilgesellschaftliche Forum „Pilorama“ sorgte in den letzten Jahren für positive Entwicklungen: Menschenrechtler_innen, Wissenschaftler_innen, Künstler_innen, Politiker_innen, Journalist_innen, sowjetische Dissident_innen und ehemalige Häftlinge des Lagers aus dem In- und Ausland kamen zusammen, um über den Stand der historischen Aufarbeitung des Sowjetregimes sowie über die aktuelle politische Entwicklung unter Putin zu diskutieren.

Repressionen gegen „Perm-36“

Im November 2012 trat in Russland ein neues NGO-Gesetz in Kraft, das Nichtregierungsorganisationen, die ausländische Fördermittel erhalten und angeblich eine „politische Tätigkeit“ betreiben, dazu verpflichtet, sich als „ausländische Agenten“ registrieren zu lassen. Laut „Memorial“ sind diese neuerlichen Repressionen gegen zivilgesellschaftliche Einrichtungen eine Reaktion der russischen Administration auf die

regierungskritischen Massendemonstrationen 2011/12. Diese begannen zunächst als Demonstrationen gegen angenommene Wahlfälschungen der Regierung und führten zu den größten Protestkundgebungen in der jüngeren Geschichte des Landes. Die Regierung in Moskau kommentierte die Proteste nach den bekannten Erklärungsmustern der farbigen Revolutionen im postsowjetischen Raum, insbesondere der „Orangen Revolution“ in der Ukraine von 2004: Es handele sich bei den Protesten um ausländische Intrigen – insbesondere aus den USA und Europa – die von gesellschaftlichen Organisationen in Russland ins Werk gesetzt werden, um auf einen politischen Umsturz hinzuarbeiten.

Mit der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim sowie dem Beginn des Krieges in der Ostukraine 2014 verschärfte sich auch die innenpolitische Situation Russlands weiter, und die Einflussnahme Moskaus auf „Perm-36“ erhöhte sich drastisch. Im Frühsommer 2014 wurde die Gedenkstätte schließlich verstaatlicht und anschließend geschlossen. Begleitet wurden diese Schritte durch eine medial inszenierte politische Hetzkampagne gegen „Perm-36“: Diese erreichte mit der propagandistischen Berichterstattung eines staatlichen Senders ihren Höhepunkt, in der die Gedenkstätte als Projekt einer „Fünften Kolonne“ verleumdet und der Zusammenarbeit mit dem feindlichen Ausland bezichtigt wurde. Zudem wurde die Gedenkstätte für den Krieg in der Ostukraine instrumentalisiert: In „Perm-36“ würden, angeblich finanziert durch die USA, die Leistungen der

Sowjetunion diskreditiert, während aktuell im Donbass aufrichtige Russen gegen ukrainische Faschisten kämpften.

Im Sommer 2014 wurde das Museum unter alleiniger Trägerschaft der Behörden wiedereröffnet, um in den folgenden Monaten den Akzent der Ausstellung zu einer national-patriotischen Sichtweise hin zu verschieben, die nun seit Juni 2015 anstelle des Gedenkens an die Opfer der Repressionen den Beitrag der Häftlinge zum Sieg über den deutschen Faschismus in den Mittelpunkt stellt. Sie hätten – so die neue Darstellung – durch ihre Arbeitseinsätze zum Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg“ beigetragen. Zudem wird bei Führungen nun hervorgehoben, dass alle Häftlinge „Feinde der Sowjetunion“ und „Kriminelle“ gewesen und somit zurecht inhaftiert gewesen seien – eine klare Verfälschung der Geschichte.

Ausblick in eine ungewisse Zukunft

Regional arbeitende zivilgesellschaftliche Gruppen wie „Memorial“ und „Perm-36“ hatten bis vor kurzem durchaus Spielräume, dem eindimensionalen staatlichen Vergangenheitsnarrativ in Form einer liberalen und historisch fundierten Gegenerinnerung zu begegnen. Die russische Staatsführung weitet aktuell im Zuge des Krieges in der Ostukraine ihren Kampf gegen politische Opposition, liberale zivilgesellschaftliche Strukturen und deren Infragestellung der offiziell propagierten russisch-sowjetischen Helden-, Sieger- und Märtyrergeschichte massiv aus.

Solange der russische Staat mit seiner repressiven Geschichtspolitik weiterhin das Bild einer ausschließlich ruhmreichen Vergangenheit vermittelt wird sich keine breite und engagierte gesellschaftliche Debatte zum kommunistischen Terror in Russland entwickeln können. Hinzu kommt, dass die Sowjetunion als Siegermacht im Zweiten Weltkrieg zu keinem Zeitpunkt dazu gezwungen war, eine „negative“ Identität zu entwickeln, auf der eine breite öffentliche Auseinandersetzung mit der Diktatur in Russland fußen könnte.

Mit „Perm-36“ ist ein weltweit einzigartiger Ort der Erinnerung an die Opfer des Gulags untergegangen. Die Existenz der Gedenkstätte ist der langjährigen, beharrlichen Aufbauarbeit zahlreicher engagierter Aktivisten zu verdanken. Was mit den Ausstellungen und den historischen Hinterlassenschaften auf dem Gelände passiert, obliegt mittlerweile der Entscheidung des Staates, der auch einen Krieg gegen die eigene Vergangenheit führt.

Ausgewählte Quellen und Literatur:

Anne Applebaum: Der Gulag, Berlin 2003.

Jörg Baberowski: Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus, München 2003.

Jörg Ganzenmüller, Raphael Utz (Hrsg.): Sowjetische Verbrechen und russische Erinnerung. Orte – Akteure – Deutungen, München 2014.

Volkhard Knigge, Irina Scherbakowa (Hrsg.): Gulag. Spuren und Zeugnisse 1929-1956, Göttingen 2012.

Manuela Putz, Ulrike Huhn (Hrsg.): Der Gulag im russischen Gedächtnis. Forschungsergebnisse einer deutsch-russischen Spurensuche in der Region Perm, Bremen 2010.

Karl Schlögel: Terror und Traum. Moskau 1937, München 2008.

www.dekoder.org ist ein neues Format im Internet, das ein journalistisches Medium und ein wissenschaftliches Kompetenzsystem in sich vereint: ein Hilfsmittel, um Russland zu entschlüsseln.

Autoreninfo:

Felix Münch, Politologe und (Osteuropa-)Historiker, ist Referatsleiter für Jugendarbeit, Wirtschaft und Soziales bei der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ). Zudem leitet er die Redaktion der Vierteljahresschrift „Journal für politische Bildung“.

Moscow's New GULAG History Museum: A Ghetto for Memory?

By Andrei Zavadski

The creeping rehabilitation of Stalin in Russia is not a secret. In January 2016, Russians' approval of his policies reached its peak in the past decade, according to the independent polling organization, the Levada-Center. On the 5th of March, the anniversary of Stalin's death, people queued to lay flowers at the bust of the dictator at the Kremlin wall in Moscow while similar commemoration events took place in other Russian cities. Yet, the perception of Stalin in Russia is far from being a consensual one. There are many people and organizations, the most consistent among the latter being the International Memorial Society, that have fought against the ambiguity of Stalin within the official memorial discourse and for a full-scale condemnation of his role in the Great Terror of the 1930s and other perpetrations as a leader of the Soviet Union. This tension was not born yesterday. While historians write numerous articles and monographs about Soviet political repressions, which climaxed when Stalin was in power, the memory politics of the Russian state attributes to him a leading role in the victory in the Great Patriotic War of 1941-1945.

All the more reason to expect intense debate among historians, journalists and the general public when plans to create a new GULAG museum in Moscow were announced a few years back. The museum was to replace the State Museum of GULAG History

created in 2001 by the historian Anton Antonov-Ovseenko. By the 2010s it had become clear that the latter's exposition was behind the times and badly needed upgrading. The nature of this upgrade, if one takes into account the diversity of interested parties and the controversial nature of the current Russian memory politics, was bound to initiate a conversation. Professional historians and memory specialists knew little about the perspective on the GULAG that the creators of the museum were planning to show – for there was no public discussion, neither at the stage of the preparation of the concept nor during its implementation. A strange silence surrounded the topic even after the museum opened to the wider public in late October last year.

Despite this strange lack of commentary, there is no doubt that the creators have done an accomplished job. The museum tells the story of the terror that "cleaned" the Soviet state from 1917 till the death of Stalin, with a focus on the GULAG (the Main Administration of Corrective Labor Camps and Labor Settlements), and manages to do this in a non-biased and engaging way combining factual and empathic modes.

The experience starts with the building itself as an inherent part of the exhibition. The architects Dmitry Barjudin and Igor Aparin of the Kontora bureau have successfully turned a former dormitory into a memory museum. The façade and the sidewalls of the building are clad with copper plates that with time will darken and thus make the building look appropriately gloomy. The back wall, where

the main entrance to the museum is located, has been preserved and renovated. Some of the windows have been equipped with wooden shutters symbolizing, presumably, the closed nature of a prison and lack of freedom. In sum, the building is a proper introduction into the GULAG story.

In the museum, the creators skilfully combine traditional and new approaches: authentic objects, photographs and documentary footage, video testimonies of victims, audio recordings, archive documents, etc. Notably, the viewer is actively engaged in communicating with the displayed objects: in one part of the exhibition, a visitor can lift a wooden tablet and read a facsimile copy of a document; another offers an opportunity to sit down at a desk similar to those of Soviet investigators, take a prisoner's dossier out of a safe and leaf through it; yet another allows you to write a note saying what can be done to prevent the Great Terror from happening again (It will not repeat "...if I vote for whom I see fit", says one of the notes; "...if I become president and I become an immortal leader I will rule wisely and no camps will not [sic!] exist", says another written in childish handwriting).

The emphasis is not on affective techniques – for instance, photographs of dead bodies or displays of human hair as in Auschwitz and other memorial centres in former Nazi concentration camps – that can have a complex somatic and psychological (to the extent of trauma) effect on a person. Instead, less controversial empathic instruments directing visitors' emotional reactions towards

compassion for GULAG victims are used.

The best example here is an installation presented in the first room: prison doors from all over Russia are placed along the perimeter of a rectangle evoking the sensation of a closed space and reminiscent of a jail cell. One can enter and stay there as long as one likes – only one can't: too daunting are the thoughts of how, when there are only doors into prison cells around and the unfreedom is total and omnipresent, a society begins to experience metamorphoses. The installation is conducive to reflection but does not pretend to offer an "authentic" prison experience, which places it on a par with the best world examples. Among these, parenthetically, are the *Galerie der verschwundenen Dinge* by Via Lewandowsky and *Unausgesprochen* by Arnold Dreyblatt in *Jüdisches Museum Berlin*: both are powerful statements about what has been lost in the Holocaust.

Fortunately, the curators of the new GULAG History Museum do not try to recreate a "standard" prison cell or a "standard" camp barracks. For that, by the way, one should go to the Perm-36 memorial museum, which has just been appropriated by the region's authorities and "renovated", i.e. de facto turned from the museum of political repressions (opened in 1996 by a group of enthusiasts) into a museum of the Soviet penitentiary system. There one can visit the camp's former medical sanitary unit, with lace table cloths, and pleasantly scented barracks, with wool blankets on the beds and felt boots in the hall. It looks disconcertingly

cosy and domestic. Perm-36 is another story, of course, but the crucial question here is: why destroy the only Russian museum of political repression occupying a former Soviet camp and simultaneously create a new expensive museum in Moscow?

So, there is no rebuilding of a “standard” cell or barracks, but there is a huge and detailed plan of “a standardized camp for 5,000 people” hanging on a wall in the first room. The notes to the plan state that the ground for a camp was chosen based on “location conditions and its [the plot’s] maintainability”¹. Sadly, a caption that would explain the basic idea behind placing this plan in the museum is missing, so the exhibit item remains puzzling.

In this room too, there are also contours of famous prison cells drawn on the floor, with their sizes specified (Butyrka prison – 72 sq.m., “Vladimirsky Central” – 24 sq.m., etc.). The idea is not bad in itself, but with no explanation of how many people were kept in each cell it brings little of value. The creators of the exposition understand this as well: when asked about the purpose of the exhibit item, a museum representative said that “so far it is more a designer technique to organize the space”.

You now continue to view the exposition by ascending metal stairs, the eerie sound of one’s steps echoed in distant corners of the museum. The second room is dedicated to the Great Terror. The information panel explicitly says that Stalin’s aim was to destroy the slightest possibility of political opposition and suppress any dissidence. As a result,

even inner-party discussions frequently resulted in the arrest, imprisonment, and – from the mid 1930s – execution of Stalin’s opponents. This macabre situation disoriented people and led them to look for “saboteurs” and “enemies of the people” even among their neighbours and family members. The picture painted in this section of the museum is unequivocal.

In this room, there are also a series of posters that the regime used to fight with non-conformists and an enlarged copy of the secret NKVD Order № 00447 which started the campaign against “anti-Soviet elements” and established the number of people to be repressed in each Soviet republic. Used to exceeding initial targets, regional authorities repeatedly asked Nikolai Yezhov (in 1936-1938 head of the NKVD) to increase the “quota”. He usually did so.

There is also here a screen showing names, photographs, and short bios of those repressed by the regime. This traditional memory museum technique allows to “humanize” history book information (in the Holocaust Memorial Museum in Washington DC, for instance, each visitor is given a person’s identification card that allows the viewer to symbolically live another person’s life – and death).

One of the explication panels is dedicated to the Military Collegium of the Supreme Court of the Soviet Union, “an integral part of Stalin’s terror machine”. The text is accompanied by a photograph of the building occupied by the Collegium and its address.

This is an important, albeit minor, step of returning memory to an urban space. One could only wish that the museum would cooperate with the Memorial Society's Alexandra Polivanova who has recently launched the online project Topography of Terror that places Moscow's places of terror on a virtual map.

Down the stairs again, the exposition continues with a set of lighted display cabinets that are worth looking at both aesthetically and for content. The objects on show are not too many, so one can study them all in detail. There are letters written on pieces of cloth, handmade notebooks, handicrafts. Next to the cabinets are tablet computers containing information about each of the displayed objects, including the prisoners' memoirs in which they are mentioned. Textile masks that protected labourers from wind and frost – uncanny and yet simple circle-shaped pieces of fabric cut out of what seems to have been pillowcases and sheets, with holes for eyes and a nose – are probably the most impressive items. Illuminated with a cool blueish colour, they look heart-breakingly moving. All the objects displayed are part of the exposition "From Solovki to Kolyma. National memory of the GULAG". Brought from all over Russia, they will be constantly replaced with others.

Above the cabinets, there is a huge screen showing archival and specially made (in Chukotka and Magadan) footage accompanying two pieces of music – Alfred Schnittke's Three Sacred Hymns and Samuel Barber's Agnus Dei. This multimedia installation

initiates a powerful empathic experience central to the exposition.

Nearby in two small rooms video testimonies of victims are screened. They have been shot and montaged with great care and taste. As a result, one wants to watch them all from beginning to end, while in other memory museums a few minutes of such footage often seem more than enough. Some of the interviews are presented in the form of a "Living book": when a visitor turns the pages, the projector placed above switches on different video testimonies. The technology is simple but appropriate – children should especially like this type of museum interaction.

In sum, the museum is well made. Not only does it honestly tell the most terrible part of Soviet history but does so in a compelling way. Nevertheless, certain emphases continue to perplex. For instance, the insistence of the narrative about the role of Stalin's concentration camps in the economy of the USSR: a whole room is dedicated to this, with detailed descriptions of the use of prisoners in various industry sectors. One cannot but wonder whether this is meant to counter-balance the horrors of the Soviet terror machine worryingly echoing Stalinists' old refrain that "all of that was necessary for the country"? At the same time, the daily camp life of an individual prisoner remains obscure.

Equally strange feels the absence of any mention of the political repressions in the Soviet Union after Stalin's death and the

abolishment of the GULAG: after all, the latter is widely associated with the Soviet repressive system as a whole, and Stalin's demise did not exactly stop the persecution of dissidents. The museum exposition ends with an explication dedicated to the rehabilitation of Stalin's victims. And though it does say that a prisoner's release was not always followed by his or her acquittal, a feeling of something unsaid prevails.

The opening of the GULAG History Museum in Moscow raises a lot of questions. On the one hand, the museum had long been awaited and the creators have definitely done an effective job. On the other one, it is rather unclear what place the museum will occupy in the current Russian memory politics that contains such contradictions as the recent concept of state politics aimed at the perpetuation of memory of political repression victims (2015) and the repurposing (not to say "destruction") of Perm-36, the creation of a national GULAG museum and the proclamation of the Memorial Society a "foreign agent" (i.e. an NGO receiving funds from outside Russia). What is next is even more uncertain. It would be disturbing to see the new museum to become a ghetto of Russia's memory of the GULAG and be used as an excuse to shut down for unnecessary or "reinvent" the other Russian places of memory about Soviet terror.

The essay has been translated from Russian. The original can be found on the Russian Journal here: <http://russ.ru/Mirovaya-povestka/Rezervaciya-dlya-pamyati>

About the author:

Andrei Zavadski is a PhD-candidate and researcher in the Emmy Noether Junior Research Group "Mediating (Semi-)Authoritarianism – The Power of the Internet in the Post-Soviet World." In 2015, he was the editor-in-chief of Digital Russia <http://digital-russia.com>

Den Entrechteten eine Stimme geben. Das Gulag-Archiv in der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Von Matthias Buchholz

Das Gulag-System

Wer "Gulag" (Glavnoe Upravlenie Lagerej = Hauptverwaltung der Arbeitslager) hört, denkt an unmenschliche Lebensbedingungen, schwere körperliche Arbeit, drakonische Strafen, Mangelernährung, Erschöpfung, Krankheit, Tod. Der Begriff Gulag ist zum Synonym für das sowjetische Repressionsystem geworden, dem Millionen Menschen zum Opfer fielen. Von 1930 bis zur Mitte der 1950er Jahre durchliefen schätzungsweise 20 Millionen Menschen das Lagersystem, welches zu diesem Zeitpunkt weit mehr als 200 Standorte umfasste. Diese waren zumeist in den unwirtlichen Gegenden Sibiriens und des Hohen Nordens der Sowjetunion beheimatet. Die genaue Zahl der Todesopfer ist unbekannt. Man schätzt, dass es zwischen 2,5 und 4,5 Millionen gewesen sind. Die sowjetische Führung nahm den Tod der Insassen infolge der katastrophalen Lebens- und Arbeitsbedingungen billigend in Kauf. Erst mit Stalins Tod wurden viele Lager geschlossen und der Rest reorganisiert.

Nicht nur vermeintliche und tatsächliche politische Gegner, echte oder nur als solche diffamierte Kriminelle oder aufgrund ihres Glaubens Inhaftierte aus der Sowjetunion kamen in die Lager des Gulags oder der Verbannung. Mit Ausbruch des Zweiten

Weltkrieges wurden hunderttausende Menschen aus allen sowjetisch besetzten Gebieten sowie Kriegsgefangene zur Zwangsarbeit in den Gulag verschleppt. Darunter befanden sich auch deutsche Staatsangehörige. Allein im Lagerkomplex Workuta am nördlichen Polarkreis waren zeitweilig bis zu 50.000 Deutsche inhaftiert. Nach Kriegsende brachten neue Repressionswellen weitere hunderttausende Menschen erneut in die Lager.

Unter unmenschlichen Bedingungen wurde die Arbeitskraft der Lagerinsass_innen für die infrastrukturelle und industrielle Erschließung erbarmungslos ausgebeutet. Die Häftlinge arbeiteten in Bergwerken, bauten Straßen, verlegten Schienen und rodeten Wälder. Das Gulag-System entwickelte sich damit zu einem wichtigen Wirtschaftsunternehmen in der Sowjetunion.

Dieser Teil der Geschichte wird in der heutigen Russischen Föderation von staatlicher Seite wenig thematisiert. Gedenkstätten an historischen Orten sind die absolute Ausnahme und selbst Gedenktafeln existieren nur, wenn zivilgesellschaftliches Engagement dies ermöglicht hat. Der Zugang zu den Akten des sowjetischen Straflagersystems unterliegt in der Russischen Föderation Beschränkungen bis hin zu völligen Zugangsverboten. Daher kommt lebensgeschichtlichen Quellen, das heißt Interviews mit ehemaligen Gulag-Häftlingen und anderen persönlichen Überlieferungen, eine immer größere Bedeutung zu. Sie stellen nicht nur einen Ersatz schriftlicher Dokumente dar, sondern sind eine eigene authentische

Quellengattung, die wie sonst keine schriftliche Überlieferung der Lageradministration die Perspektive der Verfolgten widerspiegelt.

Das Gulag-Archiv in der Bundesstiftung Aufarbeitung

Im Verlauf der vergangenen zweieinhalb Jahrzehnte hat der Historiker Dr. Meinhard Stark (Universität Bonn) mehr als 250 ehemalige Lagerhäftlinge bzw. deren Kinder in Russland, Polen, Kasachstan, Litauen und Deutschland interviewt. Annähernd 1.200 Stunden erzählter Lebens- und Hafterfahrungen liegen nun in digitalisierter Form vor und bilden den Basisbestand des neu begründeten Gulag-Archivs in der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Die Interviews, die in russischer, polnischer, litauischer bzw. deutscher Sprache vorliegen, sind für die Nutzung im Lesesaal der Stiftung zugänglich. Über eine Datenbank mit zahlreichen persönlichen Angaben können mehr als 270 biographische Datensätze und die dazugehörigen Interviews, davon einige audiovisuell, abgerufen werden.

Zur Vervollständigung der Datenbank wurde in einem weiteren Schritt die Digitalisierung aller schriftlichen, bildlichen und anderen Überlieferungen der ehemaligen Gulag-Häftlinge sowie ihrer Kinder vorgenommen. Damit leistete die Bundesstiftung Aufarbeitung gemeinsam mit der Abteilung für Osteuropäische Geschichte der Universität Bonn nicht nur einen Beitrag zur dauerhaften Bewahrung der biographischen Überlieferungen ehemaliger

Gulag-Häftlingen bzw. ihrer Kinder, sondern legt auch einen Grundstein zur künftigen Bildungs- und Forschungsarbeit zum Gulag.

Lebendige Stimmen

Alle Interviews folgen immer demselben Fragenschema, wie bspw. zu den Umständen der Verhaftung und der Verurteilung, dem Transport ins Gulag, dem Lageralltag, der zu verrichtenden Arbeit und der Freilassung. So schildert Werner H., dass er im Mai verhaftet worden ist und auch im Oktober noch diese sommerliche Kleidung trug. Diesbezüglich sagt er mit immer stärker brechender Stimme zum Transport: „Es waren ja vorher schon verschiedene Teilnehmer im Waggon gestorben und da hatte man mir da auch schon angeraten von den Älteren: Junge, zieh doch was über! Aber ich hatte – ja, was war es – eine innere Sperre, den Toten das Letzte noch zu nehmen.“

Die Beschreibung des Lageralltags nimmt breiten Raum in den Interviews ein. Bei aller Individualität der Aussagen gleichen sie sich dennoch in den wesentlichen Punkten: Hunger, (mehr oder weniger) schwere Arbeit, Willkür. Allein schon die hygienischen Verhältnisse waren als unwürdig zu bezeichnen. So sagt Werner H. zum Thema Zahnpflege: „Gerade Zahnpasta oder Zahnbürste, das waren während der gesamten Zeit Fremdworte!“

Die Hörerin und der Hörer erfahren in den Interviews etwas über die Essensrationen, die hygienischen Verhältnisse, die Ausstattung der Baracken. So ist der Hunger ein

sich durch viele Interviews ziehendes Thema. Manch ein Häftling glich eher einem wandelnden Skelett als einem lebendigen Menschen. Auch nach der Haft, nachdem im günstigsten Fall die physischen Folgen überwunden waren, blieben die psychischen Nachwirkungen und Alpträume. Frieda S. z.B. berichtet in einem mehrtägigen, insgesamt 15-stündigen Interview 1989/90: „Ich träume immer denselben Traum. Ich wache auf, ich brülle los. Dann überlege ich, ich war doch wieder im Lager gewesen. Ich weiß nur, daß wir auf den Brettern gesessen haben, und immer geht's ums Essen, um irgendein Stück Brot. Ich wache auf und habe Hunger. Ich muß dann aufstehen und etwas essen, und wenn's ein paar Bonbons sind.“

„Lebendig“ wird die Erinnerung an die ehemaligen Häftlinge aber auch z.B. durch persönliche Erinnerungsstücke, wie z.B. ein Schachspiel, einen Gürtel, durch Zeichnungen oder aber auch ein sehr eindrückliches Schreiben, das die völlige Rechtlosigkeit der Inhaftierten erfahrbar macht. In diesem Schreiben von Erna K. an die Lagerleitung (?), das sie am 25. Juli 1940 in Lagerhaft verfasste heißt es:

„Ich wurde am 9.IX.1937 verhaftet und nach 2 Verhören von der OSO zu 10 Jahren Arbeitslager verurteilt wegen konterrevolutionärer Tätigkeit.

Während meiner fast 2jährigen Arbeit im System des Sib-Lag und Lokschin-Lag habe ich 4 Eingaben an verschiedene Sowjetinstitutionen mit der Bitte um Wiederaufnahme des Verfahrens gerichtet. Dezember 1939

wurde ich auf spezielle Anweisung Ihrer Abteilung nach Moskau gebracht zwecks Neuuntersuchung. Im Verlaufe von fast 7 Monaten wurde ich jedoch nur einmal einige Minuten zum Verhör gerufen und mir einige persönliche Fragen gestellt.

Ich ersuche nochmals eindringlich um Ueberprüfung meiner Sache, die 1937 vollkommen ungesetzlich geführt wurde, und zwar deshalb, weil ich

- 1.) keinen Uebersetzer erhielt, trotzdem ich die russische Sprache ganz ungenügend kannte;
- 2.) trotz der Anklage auf Spionage 58/6 § keinem Verhör über meine angebliche Spionagetätigkeit unterzogen wurde;
- 3.) von Seiten des Untersuchungsrichters keiner konkreten Schuld bezichtigt wurde und
- 4.) weder den Abschluss des Verfahrens unterschrieben – noch irgend eine Anklageschrift oder Anklagematerial gesehen habe.

Ich habe keine Verbrechen weder gegen die Sowjetunion noch gegen die Partei begangen. Ich habe die Ueberzeugung, daß bei gründlicher Ueberprüfung meiner Sache meine Freisprechung erfolgen wird.

Da ich seit dem Tage meiner Verhaftung ohne Mitteilung über den Verbleib meiner Tochter Elli (jetzt 4 1/2 Jahre alt) bin, bitte ich inständig mir bekanntzugeben, wo sie sich befindet.“

Erna K. war überzeugte Kommunistin. Sie wurde 1947 aus dem Gulag entlassen, also nach den in der Verurteilung

festgelegten zehn Jahren. Zu diesem Zeitpunkt war ihre Tochter bereits elf Jahre alt. 1955, zwei Jahre nach Stalins Tod, den sie beweinte, erfolgte ihre Rehabilitierung durch das Militärtribunal des Moskauer Bezirks. Die mit ihr in den 1990er Jahren geführten Interviews umfassen etwa 20 Stunden und lassen besser verstehen, was aus heutiger Sicht kaum zu verstehen scheint. Wie kam es dazu, dass überzeugte Kommunistinnen und Kommunisten als Feinde des Kommunismus bezichtigt, angeklagt und inhaftiert wurden? Warum hielt so manche(r) von ihnen trotz des bitteren Unrechts ein Leben lang an den kommunistischen Überzeugungen fest?

Dieser Archivbestand an Interviews, Dokumenten und persönlichen Erinnerungsgegenständen eignet sich in besonderer Weise dazu, gerade auch jungen Menschen anhand von ganz persönlichen Schicksalen zu verdeutlichen, was Repression in einer Diktatur bedeutet und das man bspw. auch ohne jegliche Rechtsgrundlage verhaftet und verschleppt werden konnte. Deshalb sieht es die Bundesstiftung Aufarbeitung als ihre Aufgabe an, die Arbeit mit diesem Bestand zu fördern. So ist bspw. geplant, die Erarbeitung von Podcasts aus Gulag-Zeitzeugeninterviews für die Verwendung im Schulunterricht zu fördern.

Über den Autor:

Dr. Matthias Buchholz, Archivar und Historiker, arbeitet seit 2000 bei der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Dort ist er u.a. für das Archiv zuständig.

Der Gulag in Bildern

Von Anne Lepper

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und verstärkt in den letzten Jahren hat es sowohl auf politischer und zivilgesellschaftlicher als auch auf wissenschaftlicher Ebene zahlreiche Bemühungen gegeben, die sowjetischen Gewaltverbrechen des 20. Jahrhunderts aufzuarbeiten und die Opfer zu rehabilitieren. Das Gulag-System als wichtigstes Repressionsorgan der sowjetischen Führung steht dabei beispielhaft für die Unterdrückung, Verfolgung und Inhaftierung der eigenen Bevölkerung, insbesondere bis zum Tod Josef Stalins im Jahr 1953. Wenngleich das Ausmaß und die Vorgehensweise innerhalb des Lagersystems heute hinlänglich bekannt sind, so fanden die Orte, die mit den Ereignissen untrennbar verknüpft sind, bisher keinen Eingang in das kollektive Gedächtnis, weder in den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion selbst, noch außerhalb. Solowezki, Belomorkanal, Kolyma, Workuta – die Namen der ehemaligen Orte des Gulag-Systems scheinen bis heute nahezu unbekannt zu sein.

Ein Bildband über die Orte des Schreckens

Der Fotograf und Journalist Tomasz Kizny, 1958 in Wrocław geboren, arbeitete 17 Jahre an einem Bildband, der die Orte des Gulags in das kollektive Gedächtnis zurückholen soll. Auf Reisen durch Polen und in Gesprächen mit ehemaligen Häftlingen fand er heraus, dass einige von ihnen noch zeitgenössi-

Empfehlung Unterrichtsmaterial

sche Fotografien aus den Lagern besaßen. In jahrelanger Rechercharbeit und während mehrerer Reisen an die ehemaligen Lagerorte gelang es ihm, ein bemerkenswertes Bild von dem System zu zeichnen, dass der Literaturnobelpreisträger und ehemalige Häftling Alexander Solschenizyn so treffend als „Archipel“, als das ganze Land umspannende Inselgruppe, bezeichnete. Der 2004 in der Hamburger Edition des Hamburger Instituts für Sozialforschung erschienene Bildband zeigt dabei nicht nur die beeindruckenden, meist bis dahin unveröffentlichten historischen Bilder aus den Lagern, sondern kontrastiert diese mit Fotografien, die der Autor von den Orten gemacht hat, wie sie heute sind. Porträts von ehemaligen Häftlingen und Menschen, die heute an diesen Orten leben, erwecken die Geschichte und die Ereignisse zusätzlich zum Leben, und zeigen, was in den vergangenen Jahrzehnten geschehen ist – und was versäumt wurde. Eine Landkarte, auf der die Standorte der ehemaligen Lagerkomplexe verzeichnet sind, eine Liste der ehemaligen Verwaltungseinheiten des Gulag-Systems und ein Glossar, in dem wichtige Begriffe erläutert werden, geben den Leser_innen Orientierungshilfe und einen Eindruck von der Dimension des sowjetischen Lagersystems.

Jedes Kapitel des Bandes befasst sich mit einem historischen Ort. Innerhalb der Kapitel nimmt der Autor zunächst eine historische Einordnung vor, in der er von der Zeit des Lagers selbst, aber auch von der Vor- und der Nachgeschichte des Ortes erzählt. Darauf folgen historische Fotos des Lagers und

Lernen aus der ■ Geschichte ■

seiner Häftlinge, die jeweils mit Zitaten und Erzählungen der Opfer verbunden und dadurch kontextualisiert werden. Auf die historischen Fotos folgt dann eine sogenannte historische Notiz, eine Chronologie, in der einzelne Stationen in der Geschichte des jeweiligen Ortes wiedergegeben werden sowie einige verschriftlichte Zitate aus historischen Dokumenten. Darauf folgen schließlich die aktuellen Bilder, die Kizny während seinen Reisen an die historischen Orte selbst aufgenommen hat. Durch die Verbindung aus historiografischen Informationen, zeitgenössischen und aktuellen Bildern, historischen Dokumenten und Berichten ehemaliger Häftlinge entsteht in dem Bildband ein ausgesprochen lebendiges und vielfältiges Bild vom Leben im Gulag. Besonders spannend ist dabei das übergeordnete Kapitel zu „Theater im Gulag“, das zeigt, dass die Gefangenen sich trotz zermürender Arbeit, Kälte, Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit bemühten, den Lageraufenthalt so erträglich wie möglich zu gestalten. Der Schriftsteller Maxim Gorki, der eines der Lager 1929 im Auftrag der sowjetischen Führung inspizierte und später einen Artikel verfasste, in dem er die in den Lagern praktizierte Politik der „Umerziehung durch Arbeit“ verteidigte, schrieb über eine Theateraufführung, die er während seines Aufenthaltes besuchte: „Die Veranstaltung war sehr interessant und abwechslungsreich. [...] Eine Akrobatengruppe – fünf Männer und eine Frau – brachten eine beeindruckende Aufführung auf die Bühne, mit Nummern, die man nicht einmal in den guten

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Zirkussen sieht. Im Foyer spielte in den Pausen – im übrigen ausgezeichnet – ein großes Orchester Rossini, Verdi und Beethoven.“ (leider keine Seitenzahl vorhanden) Dass Gorki bei seinem Besuch jedoch wenig von der tatsächlichen Realität der Schauspieler_innen, Musiker_innen und Tänzer_innen erfuhr, zeigen die Erinnerung einer Ballerina auf der nächsten Seite des Bandes: „Man gab uns gefrorene Kartoffeln zu essen. Ich glaubte, ich würde den Verstand verlieren. [...] Es fehlte an Professionellen [...]. Es gab kein Orchester, nur zwei Pianistinnen, Maria Gordon und Sofia Herbst, eine Konzertpianistin und ehemalige Schülerin am Moskauer Konservatorium. Sie hat sich dann im Lager erhängt.“

Implementierung in den Unterricht

Der großformatige Bildband von Tomasz Kizny eignet sich hervorragend, um sich mit Jugendlichen dem Thema Gulag zu nähern. Durch die Bilder und die Erfahrungsberichte der Zeitzeugen – sowohl der Opfer als auch der Täter – entsteht ein eindruckliches Bild davon, was es hieß, im Gulag zu leben und Zwangsarbeit zu verrichten. Die Bilder aus den 1990-er Jahren liefern eine gute Möglichkeit, um aktuelle Bezüge herzustellen und sich mit dem Thema der Aufarbeitung auseinanderzusetzen. Einziger Wermutstropfen ist der Umfang und das Gewicht des großformatigen und gebundenen Albums, das sich dadurch nicht gerade für den täglichen Gebrauch eignet. Dennoch ist die Anschaffung eines Schulexemplars für den Präsenzbestand durchaus zu empfehlen. Alternativ können einige der

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Bilder Kiznys auch auf der Website www.thegulag.org, die von der Victims of Communism Memorial Foundation betrieben wird, angesehen werden.

Literatur

Kizny, Tomasz: Gulag. Solowezki, Belomorkanal, Waigatsch-Expedition, Theater im Gulag, Kolyma, Workuta, Todesstrecke. Mit einem Vorwort von Norman Davies, Jorge Semprun und Sergej Kowaljow. Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH., Hamburg 2004. 296 Seiten, 444 Abbildungen, 13 Karten, 49 Euro.

Das Buch kann auf der Website des Hamburger Instituts für Sozialforschung bestellt werden.

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Stalinismus im Unterricht

Von Gerit-Jan Stecker

Der „GULag“, das System der Zwangs- und „Besserungsarbeitslager“, ist untrennbar mit der Zeit von Stalins Diktatur 1929 – 1953 verbunden. Dennoch empfiehlt es sich zu prüfen, welche Ereignisse „Stalinismus“ sowohl als historisch-politischer Begriff als auch als Epochalisierung fasst. Im Magazin „Praxis Geschichte“ vom Januar 2012 finden sich ausführliche Begriffsdiskussionen, Unterrichtsvorschläge und Weiterführendes rund um die politische Geschichte der Sowjetunion unter Stalin. Diese können einzeln oder im Ganzen als PDF heruntergeladen werden.

Karl Schlögel argumentiert im Basistext, dass der Terminus „Stalinismus“ vorerst nicht ersetzbar ist. Entstanden im innerparteilichen Kampf von Trotzki gegen Stalin während der 1920er-Jahre, hat die KPdSU den Begriff nach Stalins Tod genutzt, um ihr „System des Sozialismus“ von den „Fehlern“ des „Personenkults“ abzugrenzen. Bis heute hat sich Stalinismus durchgesetzt, um die sowohl ein politisches System als auch Zeitspanne von Stalins Sieg über seine Kritiker_innen, die „Revolution von oben“ bis zum 5. März 1953 zu kennzeichnen (S. 4).

Schiefe Analogien

Die Dimensionen des Terrors lassen ihre Deutung im Rahmen einer Totalitarismustheorie zunächst plausibel erscheinen. Industrialisierung und Kollektivierung lösten eine Hungersnot aus, der etwa fünf

Lernen aus der

■ Geschichte ■

Millionen Menschen zum Opfer fielen. Während der großen Säuberungen der Jahre 1936/38 wurden rund 700.000 Menschen planmäßig ermordet. Der Gulag breitete sich über die gesamte Sowjetunion aus. Die „Doppelerfahrung der zwischen die deutsch-sowjetischen Fronten geratenen Völker“, die Shoah und die „quasigenozidalen Massentötungen“ unter Stalin (S. 8) dürfen aber nicht zu Vereinfachungen und Analogien führen, wo im Sinne historischen Lernens stattdessen die Unterschiede analysiert werden müssten.

Schlögel plädiert für eine Historisierung: Eine hochentwickelte bürgerliche Gesellschaft wie die des Deutschen Reiches lässt sich nicht mit einem agrarischen Schwellenland wie dem Zaristische Imperium auf eine Stufe stellen. Zu begreifen ist die Ära Stalin als integraler Bestandteil der russischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Das bolschewistische Regime führte einen Transformationsprozess eines traditionellen in ein modernes Imperium fort. Aber es konnte den Charakter eines Notstandsregimes nicht loswerden, sich nicht ohne Krieg nach außen legitimieren; Stalin ging konsequenterweise gegen jede autonome Bewegung präventiv vor.

Kollektivierung und Industrialisierung im Unterricht

Herwig Buntz liefert einen Unterrichtsvorschlag zur Zwangsmodernisierung der Sowjetunion. Es richtet sich an die Klassenstufen 9 bis 12, angesetzt sind zwei bis vier Unterrichtsstunden. Die Schüler_innen

Empfehlung Unterrichtsmaterial

erarbeiten in Kleingruppen Ziele und Ergebnisse der „Revolution von oben“ in der SU in den Jahren 1929 bis 1933 anhand von Text- und Bildquellen sowie der Auswertung von Statistiken. Es wird deutlich, wie Stalin mittels des „Aufbaus des Sozialismus in einem Land“ zur unangefochtenen Alleinherrschaft gelangte. Zunächst vertrat er die „rechte“ Position um Nikolai Bucharin, der die bestehende Wirtschaft Russlands weiterentwickeln wollte. Dann schwenkte Stalin auf die „linke“ Seite Trotzki, der einen Fünfjahresplan zur Modernisierung des Agrar- und Industriesektors forderte. Beide, führende Protagonisten der Oktoberrevolution, ließ Stalin später ermorden; die „Linken“ und „Rechten“ wurden im Konflikt über die richtige Modernisierung entmacht.

Die Kollektivierung der Landwirtschaft in „Kolchosen“ sollte die Erträge steigern, Arbeitskräfte für die Industrie freisetzen und die politische Kontrolle über die Landbevölkerung verstärken. Dadurch wurde die Kampagne als Kampf gegen „Kulaken“, große und mittlere Bauern als vermeintliche „ausbeuterische Klasse“ geführt (S. 24). Im Widerstand gegen die Entkulakisierung gingen jedoch die Erträge und Viehbestände massiv zurück, wodurch es zu einer Hungerkatastrophe kam.

Im Mittelpunkt der Industrialisierung stand der Aufbau einer Schwerindustrie, der Rohstoffförderung, Elektrifizierung und die Schaffung von Verkehrswegen. Tatsächlich konnte die Sowjetunion in wenigen Jahren die westlichen Industriestaaten überholen.

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Unterrichtsmaterial

Stalin nutzte das für seine Propaganda, die hohen Kosten dieser Maßnahmen wurden dabei unterschlagen.

Fazit

Sowohl die Basisbeiträge der Praxis Geschichte 1 /2012 zur historischen Begriffsbestimmung als auch die Arbeitsmaterialien zeichnen ein differenziertes Bild, fördern die Sach-, Analyse- und Urteilskompetenz. Weitere Themen sind z. B. Personenkult, Stalins Weg zur Macht, dessen Biographie im Vergleich zum Lebensweg Trotzki's, Bildpolitik; zusätzlich können Historiker_innenurteile heruntergeladen werden. Die Quellen sind pointiert ausgewählt; die Begriffsdiskussion empfiehlt sich zur knappen Aktualisierung des Forschungsstandes. Diese enthält zusätzlich ein kleines Glossar zum „GULag“ und zur „Totalitarismus-Theorie“, eine Zeit- tafel zu Stalin und ebenfalls Bildquellen mit detaillierter Angaben.

Download:

[http://www.praxisgeschichte.de/heft/62120100/
Ausgabe-Januar-Heft-1-2012-Stalinismus](http://www.praxisgeschichte.de/heft/62120100/Ausgabe-Januar-Heft-1-2012-Stalinismus)

Der Gulag. Texte und Dokumente zum sowjetischen Lagersystem zwischen 1929 und 1956

Von Anne Lepper

1988, kurz vor dem Zerfall der Sowjetunion, gründete eine Gruppe von Menschenrechtsaktivist_innen, der auch die Historikerin und Publizistin Dr. Irina Scherbakowa angehörte, in Moskau die unabhängige zivilgesellschaftliche Organisation „Memorial“, deren Ziel es war, die verschiedenen Formen politischer Repression während der Stalinzeit und darüber hinaus aufzuarbeiten, an die zahllosen Opfer zu erinnern und diese gesellschaftlich zu rehabilitieren. Im Jahr 2014 erinnert sich Scherbakowa, inzwischen Trägerin des Bundesverdienstkreuzes und Autorin zahlreicher Arbeiten zu dem Thema, an die Zeit von damals, als die politischen Umbrüche jener Tage ihr und ihren Mitstreiter_innen als „Basis für eine tiefgreifende gesellschaftliche Reflexion“ erschienen waren. Nüchtern erkennt sie, dass sich alles „dann als sehr viel schwieriger und schmerzhafter heraus[stellte], als es uns am Ende der 1980er Jahre erschien.“ (S.5)

Die Gründe für die komplexe und von Widerständen geprägten Auseinandersetzungen mit der Stalinzeit und den verschiedenen Formen gesellschaftlicher und politischer Repression jener Tage, sind vielfältig. Sie beginnen bereits mit der Definition von Täter_innen und Opfern, deren Positionen in einer Gesellschaft, die gezeichnet war von inneren Konflikten auf der einen und einer

strukturellen Illoyalitätsvermutung auf der anderen Seite, oft fließend ineinander übergingen. Die Verstrickung der Geschichte der Sowjetunion und insbesondere der Stalinzeit mit den Erfahrungen von Zweitem Weltkrieg und der Shoah, dem anhaltenden Blockdenken des Kalten Krieges und eines durch jahrzehntelange staatliche Repression gewachsenen kollektiven Misstrauens, führten im Zuge der Bemühungen um eine Aufarbeitung des Geschehenen immer wieder zu Abwehrhaltungen, Beißreflexen und offen ausgetragenen Konflikten.

Gulag. Texte und Dokumente, 1929-1956

Der von der Historikerin Julia Landau und Irina Scherbakowa für die Bundeszentrale für politische Bildung im Auftrag der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora sowie der Gesellschaft „Memorial“ 2014 herausgegebene Sammelband „Gulag. Texte und Dokumente, 1929-1956“, befasst sich nun ausführlich mit der Aufarbeitung sowjetischer Unrechtsgeschichte. Die verschiedenen Beiträge des Bandes eröffnen dabei einen multiperspektivischen Blick auf das Thema, sowohl in Bezug auf die historiografische Darstellung des Geschehenen als auch auf die Aufarbeitungs- und Rezeptionsgeschichte und die Beschreibung historiografischer Querverbindungen und Interdependenzen. Grundlage für die Publikation bildeten die verschriftlichten Beiträge zweier Vortrags- und Diskussionsreihen, die zwischen 2012 und 2013 im Kontext der von „Memorial“ und der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und

Mittelbau-Dora erarbeiteten gleichnamigen Ausstellung in Weimar und Berlin durchgeführt wurden. Sowohl die Ausstellung als auch der vorliegende Band bündeln dadurch nicht nur den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Forschung zum Thema „Gulag“, sondern geben auch einen Überblick über die Kontroversen, Schwierigkeiten und Errungenschaften der letzten Jahre.

Thematischer Überblick

In dem ersten Teil des Bandes nehmen einige Autor_innen zunächst eine historiografische Einordnung sowie eine definitorische Hinführung an die Thematik vor. Dabei werden schnell die Zäsuren deutlich, die im Rückblick die Entwicklungen auf politischer und gesellschaftlicher Ebene beeinflussten. Während innerparteiliche Entwicklungen und weltpolitische Ereignisse – insbesondere der Zweite Weltkrieg – die Genese des Gulag-Systems und des repressiven Charakters des sowjetischen Staates maßgeblich beeinflussten, führte vor allem der Tod Josef Stalins 1953 zu einem stetigen Rückgang der Verfolgung und schließlich zur sukzessiven Schließung eines Großteils der Straflager und Kolonien. Auf historiografischer Ebene hingegen bildete der von dem ehemaligen Gefangenen Alexander Solschenizyn herausgegebene, 1800 Seiten starke Erfahrungsbericht „Der Archipel Gulag“ einen markanten Einschnitt sowohl in Bezug auf die öffentliche Auseinandersetzung als auch auf die wissenschaftliche Einordnung des Themas. Solschenizyn, der in seinem Buch das Lagersystem der Sowjetunion als inselartiges, in die Gesellschaft hineinwirkendes

Gebilde beschrieb, lieferte erstmals nicht nur erschütternde Berichte über den Häftlingsalltag innerhalb des Gulag-Systems selbst, sondern zeigte auch, dass das sowjetische Vorhaben eines weitreichenden gesellschaftlichen Umbaus nur in Verbindung mit der inhärenten Unterdrückung und Repression der eigenen Bevölkerung erfolgen konnte.

Einordnungen

In dem vorliegenden Band gibt Bernd Bonwetsch zunächst einen Überblick über die historische Dimension des Gulag-Systems und der sowjetischen Massenverbrechen. Dabei wird deutlich, dass Statistiken über Opferzahlen und Verurteilungen zwar Aufschluss geben über das Ausmaß der Untaten, jedoch nicht als zuverlässige Quellen und Erklärungsschablone dienen können. Grund dafür ist zum einen, dass die überlieferten Akten aufgrund ihrer Unvollständigkeit nicht den tatsächlichen Hergang abbilden können, und zum anderen, dass die Ereignisse immer auch im Zusammenhang gesehen und entsprechend kontextualisiert werden müssen.

Aufbauend auf den einführenden Text von Bonwetsch bemüht sich Jörg Ganzenmüller um einen Vergleich des deutschen Lagersystems mit dem sowjetischen. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass die „nationalsozialistischen und sowjetischen Lagersysteme so unterschiedlich wie Nationalsozialismus und Stalinismus selbst“ seien. Gerade deshalb ließen sich jedoch anhand eines analytischen Vergleichs der beiden Systeme

„auch die Spezifika der beiden Diktaturen erläutern“ (S. 56).

Welche Perspektive die sowjetische Staatsführung selbst auf das Gulag-System hatte zeigt Felicitas Fischer von Weikersthal in ihrem Beitrag, in dem sie die sowjetische Inszenierung des Gulags als „Besserungsanstalt“ darstellt und hinterfragt. Aleksej Zacharčenko widmet sich schließlich in einem vierten einführenden Artikel der Aufarbeitung der Geschichte des Gulag-Systems im postsowjetischen Russland. Dabei stellt er in erster Linie die Schwierigkeiten eines reflektierten Quellenstudiums dar, die die Voraussetzung für eine unvoreingenommene und kritische Analyse überlieferter Dokumente und der darin verwendeten Sprache bilden.

Vertiefung

Im zweiten und dritten Teil der Publikation vereinen die Herausgeberinnen schließlich verschiedene Beiträge, die eine vertiefende Auseinandersetzung mit dem Gulag-System ermöglichen. Dabei geben zwei Lokalstudien Einblicke in regionale Besonderheiten und Entwicklungen, während sich vier weitere Texte einzelnen Häftlingsgruppen und Einzelschicksalen zuwenden. Mirjam Sprau untersucht in ihrer Studie die Lager im ehemaligen Nordosten der Sowjetunion in der Region am Fluss Kolyma und Andrej Suslov stellt die Vorgänge in dem Gebiet Perm am Ural dar, in dem während ab den 1920er-Jahren als sogenanntes Spezkontingent Hunderttausende zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden.

Marc Elie beschreibt in seinem Beitrag die als „Drehtür“ bezeichnete Häftlingspolitik, die zwischen 1945 und 1960 eine starke Fluktuation innerhalb der Lager sowie eine wellenförmige Haftkarriere und eine langfristige Marginalisierung vieler Gefangener zur Folge hatte. Reinhard Stark und Immo Rebitschek widmen sich schließlich verschiedenen Häftlingsgruppen innerhalb der Lager – Stark befasst sich mit Frauen und Kindern im Gulag während Rebitschek das Schicksal von „nicht-politischen“ Häftlingen beleuchtet. Jascha Nemtsov analysiert abschließend am Beispiel des Komponisten Vsevolod Zaderatsky, wie die Hafterfahrung das Leben der ehemaligen Gefangenen nachhaltig prägte und beeinflusste.

Im vierten Teil des Bandes ermöglichen zwei Beiträge die Erweiterung der Perspektive auf andere Lagersysteme und -formen. Andreas Hilger widmet sich in seinem Beitrag den Deutschen Kriegsgefangenen innerhalb des sowjetischen Lagersystems während und nach Ende des Zweiten Weltkriegs, Jörg Morré eröffnet anschließend einen Blick auf die sowjetischen Speziallager in der SBZ/DDR und fragt nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu den Lagern des sowjetischen Gulag-Systems.

Nach dem Gulag

Im fünften und letzten Teil des Bandes geht es schließlich um die Auseinandersetzung mit dem Gulag-System sowohl auf historiografischer als auch auf gesellschaftlicher Ebene nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Beate Fieseler fragt dabei,

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Fachbuch

inwiefern es nach dem Tod Stalins 1953 tatsächlich gelang, ehemalige Häftlinge zu rehabilitieren und wiedereinzugliedern. Wie schwierig die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte war, zeigt der Beitrag von Katherina Haverkamp, der die Geschichte der ersten Gulag-Ausstellung in der Sowjetunion darstellt. Mit den gesellschaftlichen Nachwirkungen und Kontinuitäten befassen sich zwei abschließende Berichte. Anton Oleinik zieht eine Linie zu heutigen Disziplinarmaßnahmen in Russland und Michail Gnedovskij und Nikita Ochotin stellen Überlegungen an, wie das kulturelle Gedächtnis der postsowjetischen Gesellschaft mit dem Erbe des Gulags verfahren könnte und sollte.

Zusammenfassung

Insgesamt bietet der Band einen guten und ausführlichen Überblick über das Lagersystem der Sowjetunion und seine gesellschaftliche und politische Bedeutung. Gerade durch die Themenvielfalt und die Eröffnung verschiedener Perspektiven eignet sich das Buch sowohl für die Vorbereitung des Unterrichts, als auch für die Implementierung in diesen in Form von Gruppenarbeiten oder Kurzreferaten.

Literatur:

Landau, Julia; Scherbakowa, Irina (Hrsg.): Gulag. Texte und Dokumente 1929-1956. Sonderausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung. Wallstein Verlag, Göttingen 2014.

Der Band kann für 4,50 Euro zzgl. Versandkosten bei der Bundeszentrale für politische Bildung bestellt werden.

Shoah vs. Gulag, West gegen Ost?

Von Gerit-Jan Stecker

In verschiedenen europäischen Erinnerungskulturen spielt der Gulag eine unterschiedliche Rolle. In einigen Ländern des ehemaligen sowjetischen Herrschaftsreichs konkurriert die Erinnerung an die stalinistischen Verbrechen mit dem Gedächtnis an Shoah und Zweiten Weltkrieg, im Baltikum etwa drängt sie dieses zurück. Und über Ländergrenzen hinaus stehen sich akademische und politische Positionen gegenüber, die sich an der Frage nach der Vergleichbarkeit von Stalinismus und Nationalsozialismus scheiden. In handfesten Konflikten wie in der Ukraine gibt es keine geteilte europäische Erinnerung, die einen Referenzrahmen deeskalierender Politik bilden könnte. Im Gegenteil: Das Gedächtnis wirkt teilend.

Dementsprechend soll der historisch-politischen Bildung die Aufgabe zukommen, an der Herausbildung eines gemeinsamen europäischen Gedächtnisses mitzuwirken. Neben dem Unterricht stehen besonders Jugendbegegnungen, Museen (wie das dieses Jahr eröffnende „Haus der europäischen Geschichte“), Lehrbücher und Gedenkstätten im Fokus. Das „Journal für politische Bildung“ 3 / 2015 mit dem Schwerpunkt „Erinnerungskultur in Europa“ greift dieses Thema in mehreren Beiträgen auf.

Singularität vs. Universalisierung der Shoaherinnerung

Oliver Plessow geht in einem Überblickstext über die „Europäisierung der Shoaherinnerung im Bildungssektor“ (S. 16) auf die Gedächtniskonkurrenz von Holocaust- und Gulag-Erinnerung ein. Mit Stefan Troebst macht er grob drei „Erinnerungsregionen“ aus: a) eine westeuropäische, in deren Mittelpunkt der Sieg über die Nationalsozialisten als Triumph der Demokratie stehe; b) eine mitteleuropäische, „eher ambivalente“ und c) eine heterogene osteuropäische Erinnerungsregion, in der Holocaust und NS auf unterschiedliche Weise auf die sowjetische Herrschaft bezogen werden (S. 18).

Vordergründig wird kaum bestritten, dass und wie sich Shoah und Zweiter Weltkrieg ereigneten. Vielmehr steht dahinter der Versuch, der Erinnerung an den realsozialistischen Terror ebenso viel Aufmerksamkeit wie dem Holocaust einzuräumen. Dieses Bedürfnis nach Anerkennung traumatischer Erfahrung sei zunächst ernst zu nehmen, wie Liljana Radonić in derselben Ausgabe schreibt. Europaweite Kontroversen entzündeten sich jedoch an der Frage, inwiefern Shoah und Gulag als gleichermaßen verbrecherisch zu bewerten seien. Radonić verweist auf das „Haus der europäischen Geschichte“: Während der Vorbereitungen konnte sich der wissenschaftliche Beirat nicht auf einen Minimalkonsens über die Geschichte ab 1939 einigen.

Ein besonderes Beispiel für die Kontroverse um die Gleichsetzbarkeit von Gulag und

Shoah ist die Debatte um einen paneuropäischen Gedenktag am 23. August, dem Datum des sogenannten Hitler-Stalin-Paktes von 1939, im Europäischen Parlament. Für dieses plädiert Claus Leggewie in seinem Beitrag. Er fordert einen europäischen Gedenktag für die „Opfer aller totalitären und autoritären Regime“ und eine Gedenkstätte. Ein „gemeinsames Vermächtnis“ von „Kommunismus, Nazismus und Faschismus“ solle ein „Gewissen Europas“ hervorbringen, das auf der geteilten Verurteilung von „Totalitarismus“ fußt (S. 62), argumentiert Leggewie mit Bezug auf die Entschließung des Europäischen Parlaments. Er und die (v. a. baltischen) Befürworter_innen eines solchen Gedenktages betonen dabei dessen politische Neutralität.

Leggewie geht es um die politische Rechtfertigungsfunktion von Erinnerung für Russland und andere postsowjetische Staaten. Die Universalisierung des Holocaust, wenn also immer mehr Gewaltakte mit dieser Negativikone assoziiert werden, sieht er als Problem. Umgekehrt dürfe jedoch nicht die Shoah durch dogmatische Partikularisierung dem historischen Vergleich entzogen werden. Zwar sei das Holocaust-Gedächtnis „der faktische Kern der westeuropäischen Erinnerung“. Aber erst in Verbindung mit dem Gulag-Gedächtnis sei die totalitäre Erfahrung des 20. Jahrhunderts zu begreifen (S. 67). Die tatsächliche Konkurrenz und Hierarchie zwischen den jeweils traumatischen Erfahrungen zu überwinden hält Leggewie für die zentrale Herausforderung für eine gemeinsame europäische Erinnerung.

Allerdings argumentiert er auf einer abstrakt-verallgemeinernden Ebene der historischen Erscheinungsform: Leggewie impliziert Totalitarismus als „Arbeitsteilung und Kontinuität totalitärer Unterdrückung“ zwischen NS und Sowjetherrschaft (S. 67). Aus dessen erinnerungskultureller Verankerung könne Europa geteilte politische Normen schöpfen. Unklar bleibt bei dieser Argumentation, woher die Unterdrückung historisch gekommen ist und wer sie getragen hat. Wesentliche Gemeinsamkeiten zwischen der „systematische Ausrottung der 'Klassen- und Volksfeinde' im sowjetischen Machtbereich“ (S. 67) und dem Holocaust scheinen sich letztlich auf die Wortwahl zu beschränken. Dass es aber wesentliche Unterschiede geben könnte zwischen den Täter_innen innerhalb einer Volksgemeinschaft mit dem offen proklamierten Ziel, das Judentum global zu vernichten sowie Teile der Weltbevölkerung für immer zu versklaven einerseits, und Stalin andererseits, der zwecks Machterhalt einen Teil der Bevölkerung seines Herrschaftsgebietes wirtschaftlich brutal ausbeutete und politische Gegner_innen ausschaltete, steht dann gar nicht mehr zur Debatte; ebenso wenig wie die Frage, wie die Bolschewiki ursprünglich für die politischen Ideale Freiheit und Gerechtigkeit kämpfen konnten, um am Ende das Gegenteil zu verwirklichen.

Plessow fasst für die historisch-politische Bildung zusammen: Zuerst ist die Frage zu beantworten, was gelernt werden soll. Das heißt, was können die Lernenden aus der Auseinandersetzung mit dem Schicksal

jüdischer Opfer und was aus dem kommunistischer Verbrechen ziehen, und was möglicherweise aus beidem? Weiter ist für ihn zu klären, ob der Fokus überhaupt auf die Opfer gerichtet bleiben soll, anstatt vorbildhaften Widerstand, abschreckende Täter_innen oder die Beteiligung der breiten Masse, der „Zuschauer“ (S. 23) zum Gegenstand des historisch-politischen Lernens zu machen.

Nationale Opfergeschichten

Dass dieser Opferfokus nicht nur mit Fragen der Bildung und des Gedenkens zu tun hat, sondern viel mit nationaler Identitätsstiftung, behandelt Liljana Radonić in ihrem Aufsatz über postsozialistische Gedenkmuseen und die „Europäisierung des Gedenkens“. Sie beobachtet in vielen Museen des ehemaligen sowjetischen Einflussbereichs ein Bedürfnis zur Gleichsetzung der nationalsozialistischen und kommunistischen Regime. Die eigene Nation wird meist als Opfer von Fremdherrschaft dargestellt.

Viele Museen beziehen sich dabei - implizit und explizit - auf die „Ästhetik der Holocaust-Erinnerung“ (S. 32). Die Shoah avanciert zu einer Negativikone gerade in Geschichtserzählungen, die deren Einzigartigkeit zurückweisen. Geht es um eine Geschichte des heldenhaften Widerstandes, stößt man sich von der Negativfolie der Holocaust-Erinnerung ab, wie z. B. im „Museum der Okkupationen“ in Tallinn.

Das aber wird weder den Opfern des Nationalsozialismus noch denjenigen der Gulags gerecht. Ausstellungen wie das „Museum

der Genozidopfer“ in Vilnius unterschlagen den Holocaust buchstäblich oder leugnen die Kollaboration mit der deutschen Besatzung, um die eigene Nation als reines Opferkollektiv darzustellen, wie z. B. das „Haus des Terrors“ in Budapest. Begründet wird das damit, dass die bisherigen Geschichtsschreibungen vor allem im „Westen“ „Faschismus“ und Holocaust überrepräsentiert hätten. Diesem Ungleichgewicht im Erinnern seien die Jahrzehnte der kommunistischen Fremdherrschaft entgegenzuhalten. Dass das Gebäude des „Museums der Genozidopfer“ als Gestapo-Gefängnis gedient hatte, taucht im Museumskatalog in der knappen Formulierung auf: „after the three-year-long occupation by Nazi Germany“ (zit. n. Radonić S. 31). Um sich nicht der Tatsache zu stellen, dass die dreijährige deutsche Besatzungszeit in Litauen mehr Todesopfer gefordert hat als die 48 Jahre als Sowjetrepublik, werden die 200.000 jüdischen Opfer dabei schlicht aus dem nationalen Rahmen ausgegrenzt. Die Empathie gilt einem verklärten Kollektiv, die individuellen Schicksale – auch in den Gulags – erfahren so kein Gedenken.

Wenn postsozialistische Museen an die Shoah erinnern, diene dies Radonić zufolge oft allein als Signal an „Europa“: Die Homepage des „Holocaust-Gedenkzentrums“ in Budapest war in den ersten Jahren nur auf Englisch abrufbar, während die Ausstellungstexte im benachbarten „Haus des Terrors“ ausschließlich in Ungarisch gehalten seien. Dies führe, so Radonić, zu einer gespaltenen Erinnerung. Mit Bezug auf eine

Europäisierung der Erinnerung besteht die Gefahr, die Probleme der nationalen Geschichtserzählungen zu wiederholen: Um eine gemeinsame Identität zu schaffen, wird ein Geschichtskanon festgeschrieben, der zwangsläufig Erinnerungen bestimmter ethnischer Gruppen und marginalisierter Schichten ausblendet. Diesen Ausgrenzungen sollte jedoch gerade entgegengewirkt werden. Radonić zufolge müsste Europäisierung der Geschichte bedeuten, Praktiken „(selbst-)kritischer Aufarbeitung der Vergangenheit“ zu vereinheitlichen, und nicht die Opfer und historisch-kulturelle Inhalte (S. 33).

Didaktische Implementierung

Geschichtsdidaktisch kann das bedeuten, Perspektivwechsel und Multiperspektivität bzw. gesellschaftliche Heterogenität zu fördern. Dirk Mävers und Stefan Schwioren haben im Rahmen einer Jugendbegegnung eine Rollenspielmethode zum Thema *Zeitzeug_innenschaft* erprobt. Darin erkannten die Jugendlichen, dass ein historisches Ereignis in verschiedenen nationalen Erinnerungskulturen unterschiedliche Bedeutung haben kann, nicht zuletzt für die eigene Identität. Zusätzlich treten individuelle, familiäre Geschichten und Erfahrungen hinzu, die die Vielschichtigkeit der Erlebnisse während des Zweiten Weltkriegs und seine Auswirkungen deutlich machen. Die Jugendlichen reflektieren, wie weit sich historische Kenntnisse von Erlebnisberichten entfernen können, und wie schwierig es ist, sich in *Zeitzeug_innen* hinein zu versetzen. Im Kern der Methode steht das

ambivalente Verhältnis von *Zeitzeug_innenschaft* und objektivierender bzw. intersubjektiver Geschichtserzählung. Dazu gehört zum Beispiel die unterschiedliche Wahrnehmung der Roten Armee als Befreierin oder Besatzerin (S. 41).

Dass die historische Bildungsarbeit zum Gulag stark ihre Bedeutung innerhalb der europäischen Gedächtnispolitik der Gegenwart reflektieren muss, spricht ihre Funktion für kollektive Identitätsstiftung und für die Rechtfertigung bestimmter politischer Positionierung thematisieren, arbeitet die Beitragsauswahl des Journals für politische Bildung mit dem Titel „Erinnerungskultur in Europa“ <http://www.wochenschau-verlag.de/jugend-und-erwachsenenbildung/erinnerungskultur-in-europa-2006.html> deutlich heraus. Für die geschichtsdidaktische Umsetzung lassen sich sinnvolle Anregungen finden.

Literatur:

Journal für politische Bildung 3 / 2015: *Erinnerungskultur in Europa* (2015); Wochenschau Verlag Bad Schalbach, 104 S., 13,99 als PDF.

Download:

<http://www.wochenschau-verlag.de/jugend-und-erwachsenenbildung/erinnerungskultur-in-europa-2006.html>

Weggesperrt. Erinnerungen von Frauen im Gulag

Von Gerit-Jan Stecker

Ein individuelles Denkmal für jede Mitgefängene setzen, jedes Verbrechen, aber auch jede Gerechtigkeit bezeugen – die Erinnerungen von Olga Adamowa-Sliosberg machen deutlich, was ein Lebensbericht bedeuten kann. Sie überlebte über zwanzig Jahre in Gefängnissen, Zwangsarbeitslagern und der Verbannung. Wenn Adamowa-Sliosberg nicht mehr wusste, ob sie ihre Kinder jemals wiedersehen würde, hielt sie sich an dem Ziel aufrecht, ihre Begegnungen und Erlebnisse nicht dem Vergessen zu überlassen.

Semjon Wilenski überlebte ebenfalls Stalins Gefängnisse und Lager. Auf dem 20. Parteitag der KpdSU 1956 wurden Stalins Verbrechen, drei Jahre nach seinem Tod, teilweise öffentlich gemacht und verurteilt. Nach und nach rehabilitierte die sowjetische Justiz viele politische Häftlinge. 1963 versuchte Wilenski in Magadan einen Sammelband herauszugeben, der wenigstens teilweise Aufzeichnungen von Repressionsoptionen enthalten sollte. Allerdings ohne Erfolg. Die Zensur zog sich auf einen Kniff zurück: Alle Aufzeichnungen jener Autor_innen mussten herausgestrichen werden, die nicht behördlich in der Provinz Kolyma gemeldet waren. Da viele Gefangene noch in den Lagern verstorben waren, blieben nicht viele Zeugnisse für den Sammelband übrig.

Doch während der Perestroika 1989 konnte die russische Erstausgabe schließlich publiziert werden. 2009 gab Nina Kamm schließlich eine deutsche Ausgabe in der Reihe Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung heraus, die sie auch übersetzt hat.

Darin zeichnen insgesamt 19 Erinnerungen ein „Bild von der fließbandmäßigen Produktion von ‚Volksfeinden‘ (...), von den Gefängnissen, den Lagern, der Verbannung“ (S. 9). Sie zeigen, wie umfassend und effektiv die sowjetische Polizei und Geheimdienste den Terror gegen „Trotzkisten“ und „Kulaken“, also angebliche Großbauern, aufbauten. Damit deutlich wurde: Es darf keine politische Abweichung von Stalins Linie geben, und Schuld an Hunger und Knappheit trügen gierige Klassenfeinde. Der Klappentext formuliert eine Leitfrage für den Band: „Wie aber übersteht man 10, 15, 20 oder 25 Jahre in einer Umgebung, die systematisch darauf ausgerichtet ist, die Gefangenen zu erniedrigen, zu verhöhnern, zu zerbrechen? Die Antwort, die Botschaft dieser Erinnerungen ist von zeitloser Gültigkeit und Notwendigkeit, denn sie lautet: Man kann unmenschliche Situationen durchleben und trotzdem Mensch bleiben.“ Der letzte Satz klingt vielleicht weniger pathetisch, wenn Mensch zu bleiben bedeutet, unter widrigsten Bedingungen trotzdem das eigene Handeln nicht dem unmittelbaren, egoistischen Vorteil zu unterwerfen, sondern an Empathie, gegenseitiger Hilfe und normativen Prinzipien auszurichten.

Die Verhaftung

Die meisten Autor_innen des Buches fielen der ersten großen Verhaftungswelle der Jahre 1936-37 zum Opfer. Oft waren sie selbst überzeugte Bolschewiki, kaum eine zweifelte an Stalins Genialität. Die Anklagen und Ermittlungsverfahren waren willkürlich, im Zweifel wurden die Beschuldigten verurteilt, weil sie die Anklage geleugnet hatten. Diese Ohnmachtserfahrungen verarbeiteten die Frauen im Tagebuch wie Julia Sokolowa, in Briefen wie Ariadna Efron an Boris Pasternak, oder in Lebensberichten wie von Olga Adamowa-Sliosberg. Oft selbstkritisch ringen sie dabei um eine Erklärung für das Sinnlose.

... da fallen Späne

Alle Aufzeichnungen sind in der vorliegenden Ausgabe in Auszügen abgedruckt, diejenigen von Adamowa-Sliosberg davon am umfangreichsten. Nach Jahren in verschiedenen Gefängnissen und Zwangsarbeitslagern beschloss sie, sich alle Geschichten ihrer Mitgefangenen, jede Begegnung und jedes Ereignis genau einzuprägen. Eines Tages wollte sie alles der Öffentlichkeit enthüllen. Während einige alles in der Gefangenschaft Erlebte vergessen wollten, gab Adamowa-Sliosberg ihrem Leben ein neues, selbstbestimmtes Ziel. .

Es dauerte lange, bis Adamowa-Sliosberg und viele andere Häftlinge den verbrecherischen Charakter der Verhaftungen anerkannten. Sie berichtet, wie sie selbst anfänglich die willkürlichen Repressionen gegen sogenannte „Volksfeinde“, die unter

anderem auch ihre Haushälterin trafen, für gerechtfertigt gehalten hatte, oder es sich zumindest einzureden versuchte: Die Haushälterin sei eine Kulakin, also eine Großbäuerin gewesen (wer als Kulak_in galt, war dabei auch eine Frage der Willkür). Es müsse doch Gründe geben, wenn jemand verhaftet würde, und beim Holzhacken, so dass russische Sprichwort, fallen Späne. Eben auch bei einer Revolution. Noch im Moskauer Gefängnis unterstellte Adamowa-Sliosberg mitgefangenen Frauen, echte Spioninnen gewesen zu sein und nun ihre gerechte Strafe zu erhalten. Andere Zellengenossinnen wiederum forderten sie auf, die Kommissare während der Verhöre mit möglichst detaillierten Angaben zu unterstützen, damit diese der furchtbaren Verschwörung auf die Spur kommen. Selbst mit Urteilen von zehn Jahren Haft folgerten die Gefangenen, es müsse diese Konspiration geben, sonst handele sich ja die ganze Situation um eine schreckliche Ungerechtigkeit. Aus einem Organismus müsse die kranke Stelle herausgeschnitten werden, und dabei werde zwangsläufig auch etwas gesundes Gewebe entfernt. Am Ende fielen die Frauen als politische Gefangene einem Terror zum Opfer, der allein die Möglichkeit der Abweichung von Stalins Linie ausmerzen wollte – und wem kann man schon trauen, nicht etwa doch „Trotzkistin“ oder „Zionistin“ zu sein?

Entsolidarisierung und patriarchale Gewalt

Ein wiederkehrendes Motiv in den Aufzeichnungen ist Abgrenzung von „der großen Menge demoralisierter und zynischer

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Krimineller“, die keine Rücksicht auf Mitgefangene kannten. In der Lagerhierarchie konnten diese als Brigadiere und „Natschalniks“ Aufseher und Vorgesetzte werden. Meist handelte es sich dabei um Männer. Oft waren sie selbst Opfer der sogenannten Entkulakisierung. Sie wendeten sich nicht direkt gegen die Sowjetmacht und rächten sich stellvertretend an gefangenen Parteimitgliedern durch besonders harte, unmöglich zu bewältigende Zwangsarbeit. Andere Aufseher bäuerlicher Herkunft bestrafte politische Gefangene eigenmächtig dafür, dass diese es vermeintlich besser gehabt hätten, weil sie meist höhere Bildung genossen hätten und aus dem städtischen Bürgertum stammen würden.

Bei der Zwangsarbeit musste ein bestimmtes Soll erfüllt werden. Dabei wollte niemand mit den „Abkratzern“ zusammenarbeiten, Gefangenen, die schon so krank und verhungert waren, dass es unmöglich schien, den Soll zu erfüllen – und zu riskieren, zur Strafe weniger Essen zu erhalten.

Frauen waren zusätzlich alltäglichen sexualisierten Übergriffen und Gewalttaten männlicher Vorgesetzter ausgesetzt. Diese drohten, die Gefangene in Isolierhaft zu stecken, wenn sie nicht die Leibesvisitationen über sich ergehen lässt, im Badehaus, bei nächtlichen Apellen, bis hin zu organisierten Gruppenvergewaltigungen durch Wachsoldaten, mit denen einige Vorgesetzte (vor allem männliche, aber auch weibliche) Geld und Vorteile verdienten.

Empfehlung Lebensbericht

Zweite Verhaftung und Rehabilitierung

War das offizielle Strafmaß abgesehen, erfolgte oft keine Entlassung. Wurden sie schließlich entlassen, mussten die ehemaligen Häftlinge unterschreiben, „für immer“ in Kolyma zu bleiben (82). Die Ausbeutungsverhältnisse und Hierarchien blieben dabei weiterbestehen, höhere Posten wurden jedoch etwas besser bezahlt.

1949 folgte eine weitere Verhaftungswelle. Diesmal traf es neben ehemaligen Häftlingen wie Soja Martschenko und Olga Adamowa-Sliosberg vor allem Frauen, die Verbindungen zu Deutschen gehabt hatten, ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Baltinnen. Auch die Kinder der Verhafteten von 1936/37 kamen in die Arbeitslager. Sie waren jetzt volljährig und wurden nur deswegen verhaftet, weil sie die Kinder ihrer Eltern waren.

„Könnte es nicht sein, dass Stalin und die Revolution nicht ein und dasselbe sind?“

Sliosberg kam in die Verbannung nach Karaganda. Sie berichtet, wie sie in dieser Zeit Erklärungen für die Repressionen zu finden begann. In Gesprächen äußerte sich sie sich vorsichtig systemkritisch: „Könnte es nicht sein, dass Stalin und die Revolution nicht ein und dasselbe sind?“ (S. 103). Kurz zuvor hatte sie ihren zweiten Ehemann kennengelernt, Nikolai Adamow. Ihr erster überlebte die Zwangsarbeit in den Goldminen Sibiriens nicht. Adamows Geschichte ist unter anderem interessant, da sie Handlungsmöglichkeiten und Werteorientierungen in

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Lebensbericht

einem äußerst repressiven System aufzeigt: Adamow kritisierte Stalin ebenfalls von links und agitierte für den Kampf gegen den Diktator. Mehrmals entkam er einer Hinrichtung, indem er bei Verhören den Beamten drohte, umgekehrt ihnen etwas anzuhängen. Darauf ließ es tatsächlich kein Polizist ankommen.

1954, im Jahr nach Stalins Tod, wurde die „ewige Verbannung“ abgeschafft. Die Rehabilitierung der politischen Gefangenen zog sich jedoch bis 1956. Adamow-Sliosbergs Urteil wurde schließlich aufgehoben mit der Begründung, dass kein Tatbestand eines Verbrechens vorliege.

Fazit

„Weggesperrt. Frauen im Gulag“ ist ein fesselndes Dokument, das anhand individueller Biographien einerseits zum Geschichtslernen über den Stalinismus beiträgt, zum anderen der Opfer dieser Jahrzehnte gedenkt. Dabei geht es um die individuellen Schicksale; ohne diese durch eine politische Funktion, etwa im Rahmen nationaler Identitätsstiftung, zu überformen. Zugleich gelingt es dem Band, die Rolle der Schauprozesse, der „Säuberungen“ und der Zwangsarbeit in dieser Periode in der sowjetischen Geschichte aus der Perspektive von Protagonistinnen zu erhellen, die dem Regime – zum Teil bis zuletzt – nicht grundsätzlich ablehnend gegenüberstanden. Das verleiht den Dokumenten besondere Authentizität.

Insgesamt von der Herausgeberin Nina Kamm durchdacht und glaubwürdig übersetzt (bis auf wenige Ausnahmen wie

der Ausdruck „Hooligan“ auf S. 93) bietet der Band außerdem eine Zeittafel, ein umfangreiches Glossar, biographische Angaben zu ausgewählten Personen und eine Karte der UdSSR. Es gibt Fußnoten zu jeder Person, jedem Ort und speziellen Begriffen, sobald sie erstmals auftauchen, sowie zu Fragen der Übersetzung.

Zu wünschen bleibt vielleicht ein Vorwort der deutschen Herausgeberin, das eine Einordnung 20 Jahre nach dem Erscheinen der russischen Erstausgabe vornimmt und erläutert, warum sie die Aufzeichnungen einem deutschsprachigen Publikum zugänglich machen möchte – und warum es sich ausschließlich um Erinnerungen von Frauen handelt. Beim Lesen wird zwar klar, dass es spezifische Erfahrungen waren, die von denen männlicher Gefangener abwichen. Es stellt sich jedoch auch die Frage, inwiefern hier vermeintliche weibliche Eigenschaften zugeschrieben und reproduziert werden. So betont das russische Vorwort die Empathie und die Opferbereitschaft der Frauen. Heißt das, Männer seien dazu weniger in der Lage? Dessen ungeachtet ist der Band sehr lesenswert; und es lässt sich schwer nachvollziehen, warum dieser bisher wenig Aufmerksamkeit bekommen hat.

Literatur:

Nina Kamm (Hrsg.): Weggesperrt. Frauen im Gulag. Erinnerungen (Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 56), Karl Dietz Verlag Berlin (2009), 316 S.

Berichte aus dem Lager – der Gulag im Film

Von Anne Lepper

Anders als das nationalsozialistische System, dessen Verfolgungsmaßnahmen einen Bestandteil des brutalen Ausbeutungs- und Vernichtungskrieges nach außen darstellten, dienten die sowjetischen Repressionen in erster Linie als Verunsicherungs- und Unterdrückungsinstrument nach innen. Dementsprechend handelte es sich bei einem Großteil der Gefangenen, die im „Archipel Gulag“ zur Zwangsarbeit verpflichtet waren, um Sowjetbürger_innen. Dennoch gelangten auf verschiedenen Wegen auch Menschen anderer Herkunft in die Fänge des sowjetischen Lagersystems. Ab dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 zählten zu den ausländischen Gulag-Häftlingen zahlreiche Soldaten der Wehrmacht und der SS, die als Kriegsgefangene in die entlegenen Sowjetregionen verschleppt worden waren.

Doch sie waren nicht die einzigen Deutschen, die sich während dem Zweiten Weltkrieg in den zahlreichen Arbeitslagern und Siedlungen aufhielten. Auch viele ehemalige deutsche Emigranten, die den zahllosen und recht wahllosen Verhaftungen zum Opfer gefallen waren, befanden sich unter den Gulag-Insass_innen. Viele von ihnen waren bereits in der Zwischenkriegszeit in die Sowjetunion ausgewandert, um bei dem Aufbau eines kommunistischen Staates Unterstützung zu leisten, oder waren nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten

aufgrund ihrer politischen Einstellung aus ihrer Heimat geflohen. Während des Krieges, als Misstrauen und Paranoia dazu führten, dass sich in der sowjetischen Führung unter Stalin zunehmend eine kollektive Schuldvermutung festsetzte, galten viele der ehemaligen Deutschen Unterstützer des Regimes nun als Verräter und Volksfeinde.

Im Schatten des Gulag. Als Deutsche unter Stalin geboren

Die Regisseurin Loretta Walz hat in einem 2011 von MDR und RBB produzierten Dokumentarfilm einige Kinder porträtiert, deren Eltern als deutsche Kommunist_innen in die Sowjetunion emigriert waren und später im Gulag Zwangsarbeit leisten mussten. In dem Film berichten die Kinder nicht nur vom Überlebenskampf ihrer Eltern in unwirtlichsten Regionen und unter zermürbenden Lebens- und Arbeitsbedingungen, sondern sie erzählen auch, was die Erfahrung des Gulags, des Vertrauensbruchs durch die sowjetische Führung und der Trennung von Familie und Freunden mit den Familien machte. Viele der Kinder lebten während der Jahre, die ihre Eltern im Gulag verbrachten, in sowjetischen Kinderheimen, in denen sie – ebenso wie ihre Eltern – als Volksfeinde angesehen wurden und dadurch ständigen Repressionen ausgesetzt waren. Einige der Eltern überlebten die Zeit im Arbeitslager nicht, jene, die überlebten, mussten sich danach – resigniert und politisch desillusioniert – ein neues Leben aufbauen. Viele gingen zurück nach Deutschland in die neu gegründete DDR, wo sie jedoch von Staatsseite aus dazu angehalten wurden, nicht über das Erlebte zu sprechen.

Haya-Lea Ditinko – Wie ich Stalins Gulag überlebte

Neben den deutschen Emigrant_innen, die aus politischen Motiven oder aufgrund von Verfolgung durch die Nationalsozialisten freiwillig in die Sowjetunion gekommen und dort verhaftet worden waren, gab es in den Arbeitslagern auch Häftlinge, die von außerhalb der Sowjetunion in den Gulag verschleppt worden waren, darunter zahlreiche Juden und Jüdinnen. Zu ihnen zählte auch Haya-Lea Ditinko aus Galizien, das damals noch zu Polen gehörte. Nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939, fiel der östliche Teil des Landes entsprechend dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt der Sowjetunion zu. Haya-Lea Ditinko, die in den vorangegangenen Jahren der zionistisch-sozialistischen Jugendbewegung Hashomer Hatzair angehört und vorgehabt hatte, nach Palästina auszuwandern, wurde aufgrund ihrer politischen Einstellung und ihres nachgewiesenen Engagements von den Sowjets festgenommen und nach Sibirien verschleppt, wo sie mehr als zehn Jahre Zwangsarbeit leisten musste. Im Lager lernte sie ihren späteren Mann, einen Leningrader Universitäts-Rektor kennen, und ging mit ihm nach ihrer Entlassung Anfang der 1960er-Jahre nach Leningrad. Das jüdische historische Institut Centropa hat einen dokumentarischen Kurzfilm produziert, in dem Haya-Lea Ditinko ihre persönliche Geschichte erzählt.

Implementierung in den Unterricht

Die beiden Filme bieten insbesondere in Verbindung miteinander die Möglichkeit, neben der Geschichte des Gulags auch eine historische, gesellschaftliche und politische Kontextualisierung des sowjetischen Lagersystems vorzunehmen. Anhand der individuellen Geschichten, die in den Filmen erzählt werden, wird die Verflechtungsgeschichte deutlich, die Jugendliche erst die übergeordneten Zusammenhänge, Verknüpfungen und Querverbindungen verstehen lässt. Wieso wollte Haya-Lea Ditinko eigentlich nach Palästina und welche Umstände führten dazu, dass sie stattdessen im sibirischen Gulag landete? Weshalb hatte die sowjetische Führung solche Angst vor Spionen und warum konnten deutsche Kommunist_innen, die aus ideologischen Gründen und ebenso freiwillig wie enthusiastisch in die Sowjetunion gekommen waren, schließlich als „Konterrevolutionäre“ und Staatsfeinde in einem Lager enden? Diese und andere Fragen lassen sich anhand des Filmmaterials anschaulich und multiperspektivisch diskutieren. Die Filme eignen sich daher besonders, um sie mit Schüler_innen nacheinander im Unterricht anzusehen und die unterschiedlichen Lebenswege und verschiedenen Formen von Verfolgung und Repression im Anschluss daran gemeinsam herauszuarbeiten und zu besprechen. Es bietet sich jedoch an, den Jugendlichen im Vorfeld bereits das notwendige Kontextwissen zu unterbreiten, damit sie dazu in der Lage sind, die Geschehnisse und Entwicklungen, die in den Filmen dargestellt sind, historisch und geographisch einzuordnen.

Unser nächstes Magazin erscheint am 22. Juni 2016
und trägt den Titel „Aktuelle Debatten und
Entwicklungen in der Gedenkstättenpädagogik“

I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.

Dieffenbachstraße 76

10967 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

<http://www.agentur-bilung.de/>

Projektkoordination: Ingolf Seidel

Webredaktion: Anne Lepper, Ingolf Seidel und Gerit-Jan Stecker

Die vorliegende Ausgabe des LaG-Magazins wurde gefördert durch die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autorin/des Autors und der Textquelle genutzt werden.